

Frankfurter Allgemeine

Magazin

JANUAR 2023

IN
EINE
NEUE
ZEIT



FF
FREIFRAU®
 MANUFAKTUR

Editorial



Stecker gezogen:
 Trotzdem und gerade
 deshalb kann man
 Energie daraus
 gewinnen, mit Neuem
 zu beginnen.

Zeit für einen Neubeginn

Abergläubisch bin ich eigentlich nicht. Doch als ich im Sommer 2008 Abitur machte, musste ich vor jeder Prüfung dieselbe Playlist hören. Weil ich sie einmal gehört hatte vor einer besonders gut gelungenen Klausur, pushten mich diese selbst kuratierten Lieder besonders nach vorn. Sie waren mein Mantra: für eine bessere Zukunft, raus aus Meppen, raus aus dem Mief, mit gutem Abitur in den neuen Lebensabschnitt, hoffentlich in einer großen Stadt. Mit diesen Aussichten im Ohr fuhr ich auf dem Rad die Ems entlang, die sich neben mir wand und verheißungsvoll in der Mai-Sonne glitzerte, ein Vorbote für meinen letzten Sommer im Emsland. An alle Songs erinnere ich mich nicht mehr, an einen dafür besonders gut: Er hieß „Neustart“, von Enno Bunger, und war ein reines Klavierstück, das sich aufbaute zu einem Riesen-Crescendo am Ende, so wie sich das Leben als Teenager eben anfühlt: aus tiefsten Tiefen in höchste Höhen (und manchmal wieder zurück). Der Neustart ist dann irgendwann später wirklich geglückt, und es kam natürlich alles ganz anders, als ich es mir vorher ausgemalt hatte, morgens auf dem Rad, an der Ems, in der Mai-Sonne. In den Gedanken an

den Neustart zu schwelgen war aber oft besonders schön. Darum bin ich auch jetzt, da ich diese Zeilen schreibe, nicht besonders traurig: Ich denke an meinen Neustart in der Online-Redaktion, an mein neues Büro im neuen Gebäude der F.A.Z. mit meinen liebsten Kollegen an meiner Seite, an die Wolkentürme, die wir aus dem 16. Stock sehen können und den Kaffee, den es im neuen F.A.Z.-Café gibt und der sogar ziemlich gut ist, wie der erste Test ergeben hat. Im Januar fühlt sich das Jahr neu an, und das Leben manchmal auch. Trotzdem heißt dieser Neustart für mich auch: Abschied nehmen. Vom Magazin, dessen Seiten zu füllen ich helfen durfte, über dessen Coverbilder wir uns oft gestritten haben, von diesem Heft, in das ich immer meine Gedanken schreiben durfte, ohne dass es mir je gesagt hätte, sie seien nichts wert. Abschied nehmen muss ich aber zum Glück nicht von den Menschen, mit denen ich trotzdem jeden Tag zusammenarbeite. Damit der Wechsel für sie etwas leichter ist, habe ich einfach mit einer anderen Johanna getauscht: Johanna Christner kommt zum Magazin, Johanna Dürrholz verstärkt das Online-Team. Was für ein Neustart! *Johanna Dürrholz*

Verantwortlicher Redakteur:

Dr. Alfons Kaiser
 Redaktionselle Mitarbeit:
 Dr. Matthias Alexander, Julia Anton, Johanna Christner,
 Johanna Dürrholz, Claus Eckert, Sebastian Eder,
 Timo Frasch, Aylin Güler, Caroline Jebens,
 Jasmin Jouhar, Dr. Martin Kämpchen, Ben Kuhlmann,
 Kim Maurus, Sarah Obertreis, Franziska Pröll,
 Peter Philipp Schmitt, Johanna Schwanitz,
 Simon Schwartz, Patrick Slesiona, Bernd Steinle,
 Dr. Simon Strauß, Karin Truschheit, Jennifer Wiebking,
 Maria Wiesner

Bildredaktion:
 Henner Flohr

Art-Direction:
 Holger Windfuhr, Tobias Stier (Stv.)

E-Mail Redaktion:

magazin@faz.de
 Alle Artikel werden exklusiv für das
 „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben.
 Alle Rechte vorbehalten.
 © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH,
 Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten
 Redaktionsbelege sowie der in ihr enthaltenen
 Beiträge und Abbildungen, besonders durch
 Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme
 der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige
 schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und
 strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder
 Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter
 Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum
 Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv,
 ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in
 Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen
 wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der
 F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de.
 Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de
 oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01.

Redaktion und Verlag:
 (zugleich ladungsfähige Anschrift für die im
 Impressum genannten Verantwortlichen und
 Vertretungsberechtigten)
 Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
 Pariser Straße 1
 60486 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
 Thomas Lindner (Vorsitzender)
 Dr. Volker Breid

Anzeigen:
 Ingo Müller (verantwortlich) und Jürgen Mauker,
 REPUBLIC Marketing & Media Solutions GmbH,
 Mittelstraße 2-4, 10117 Berlin, www.republic.de

Hersteller:
 Andreas Gierrh

Druck:
 Mohnd Media Mohndruck GmbH
 Carl-Bertelsmann-Straße 161M
 33311 Gütersloh

LEYASOL

designed by HOFFMANN KAHLEYSS DESIGN – Handmade in Germany by FREIFRAU MANUFAKTUR GmbH – www.freifrau.com



Mitarbeiter / Januar 2023

BEN KUHLMANN hat sich in seinen fotografischen Arbeiten viel mit dem Verschwinden beschäftigt. Er nahm die letzten Zehen im Ruhrgebiet auf und besuchte Videotheken, bevor sie vom Online-Streaming aus dem Stadtbild verdrängt wurden. So war es nur logisch, noch vor dem Umzug der F.A.Z. in ein neues Hochhaus im Frankfurter Europaviertel den verblassten Charme der Achtzigerjahre-Architektur an der Hellerhofstraße auf Rollfilm festzuhalten. Kuhlmann gehört zwar erst seit sechs Jahren der F.A.Z.-Bildredaktion an, nahm das abrisssreife Haus aber mit erfahrungssatter Genauigkeit auf. Der stellvertretende Feuilleton-Chef Matthias Alexander, der schon etwas länger dabei ist, kommentiert die Fotos. (Seite 20)



MARTIN KÄMPCHEN hat 50 Jahre seines Lebens in Indien verbracht – manchmal staunt er selbst darüber. Fast 30 davon hat er als freier Mitarbeiter für das Feuilleton der F.A.Z. geschrieben. Den Lesern will er nahebringen, dass Indien nicht nur Yoga und Elefanten, Taj Mahal und Himalaja ist, sondern viel mehr – auch in seiner Autobiographie „Mein Leben in Indien“ ist es nachzulesen. Ein bleibender Eindruck: wie ein Rechtsanwalt in Kalkutta gern seinen kleinen Palast verkauft hätte, damit er restauriert wird und erhalten bleibt. Doch vor seinen Augen setzten die Wände Schimmel an, das Dach wurde undicht, die Gemälde verblassten. Die Regierung erlaubte den Abriss nicht, Sponsoren machten einen Bogen. Das Problem ist freilich schon älter. (Seite 7)



SIMON STRAUSS ist Redakteur im Feuilleton und organisiert zusammen mit Helene Bubrowski, seiner Kollegin aus der Berliner Politikredaktion, die neue F.A.Z.-Talkreihe „Junge Köpfe“. Außerdem hat er gerade ein neues Buch geschrieben: „zu zweit“ (Klett-Cotta). In seinem Text für dieses Magazin schreibt er über Egon Brandstetter, einen der wenigen echten Maßschneider in Berlin (Seite 34). Strauß lernte ihn kennen, als Freunde ihm zum 30. Geburtstag ein maßgeschneidertes Hemd schenkten.



KIM MAURUS hat sich schon immer gefragt, wie Maler auf großen Fassaden den Überblick behalten. Das war aber nicht der Grund, weshalb unsere Volontärin die Graffiti-Künstlerin MadC in Düsseldorf bei der Arbeit an einer Wand getroffen hat (Seite 28). Im Gespräch auf ihrer Hebebühne ging es am Ende weniger um die Technik als um andere Fragen: Wofür stehen ihre Graffiti, wofür nicht? Und wie wird man eigentlich damit berühmt?

Die Easies ist unsere vielseitigste Hose überhaupt, die den Look einer Chino mit dem Komfort einer Jogginghose kombiniert. Perfekt, um problemlos durch jeden Tag zu kommen. Von einem Tag zu Hause bis zu einem langen Tag unterwegs - mit den Easies siehst Du angezogen aus und fühlst Dich entspannt. Verantwortungsvoll in Portugal hergestellt und in 16 Farben erhältlich.



**SIEH GUT AUS
FÜHL DICH ENTSPANNT**

BESTELL DIE EASIES JETZT AUF MRMARVIS.DE





34



26



48



34



36

16 „Ich will Brücken bauen“

Der Musiker **Leslie Mandoki** spricht über seinen Einsatz für die Freiheit, seine vielen Freunde und seinen Musikstil.

Interview **Timo Frasch**
Fotos **Thomas Dashuber**

20 Adieu, Hellerhofstraße!

Die F.A.Z. verabschiedet sich vom Gallusviertel und zieht ins Frankfurter Europaviertel. Ein letzter Blick zurück.

Von **Matthias Alexander**
Fotos **Ben Kuhlmann**

24 Brennende Leidenschaft

Seit 30 Jahren arbeitet **Stefanie Hering** in Berlin und Reichenbach an zeitgemäßem Geschirr – in Handarbeit.

Von **Jasmin Jouhar**
Fotos **Frank Röth**

28 Mit dem Herz gegen die Wand

Lange war die Graffiti-Szene von Männern bestimmt. Die Künstlerin **MadC** sprayt und malt dagegen an.

Von **Kim Maurus**
Fotos **Domenic Driessen**

32 „Es ist ein Wunder, wenn die Arbeit auf der Leinwand so aufgeht“

Das Ende einer lebenslangen Freundschaft: **Colin Farrell** und **Brendan Gleeson** spielen es nur – sie verstehen sich bestens.

Interview **Maria Wiesner**

34 Ein Stoff für die großen Erzählungen

Er stattete schon Opern aus. Für **Egon Brandstetter** sind Filmkostüme nur einen Schnitt entfernt.

Von **Simon Strauß**
Fotos **Jens Gyarmaty**

36 Krieg und Frieden

Im armenischen Kurort Jermuk, an der Grenze zu Aserbaidschan, treffen Welten aufeinander.

Von **Patrick Slesiona**
(Text und Fotos)

7 Vor 40 Jahren 8 Vita Obscura 10 Prêt-à-Parler 15 Mood/Mut 31 Rezept 41 Grüße aus El Nido 42 Fragebogen

Zum Titel

Den 17 Jahre alten Narek fotografierte Patrick Slesiona am 9. Dezember in Jermuk (Armenien).

Im Netz: www.faz.net/stil

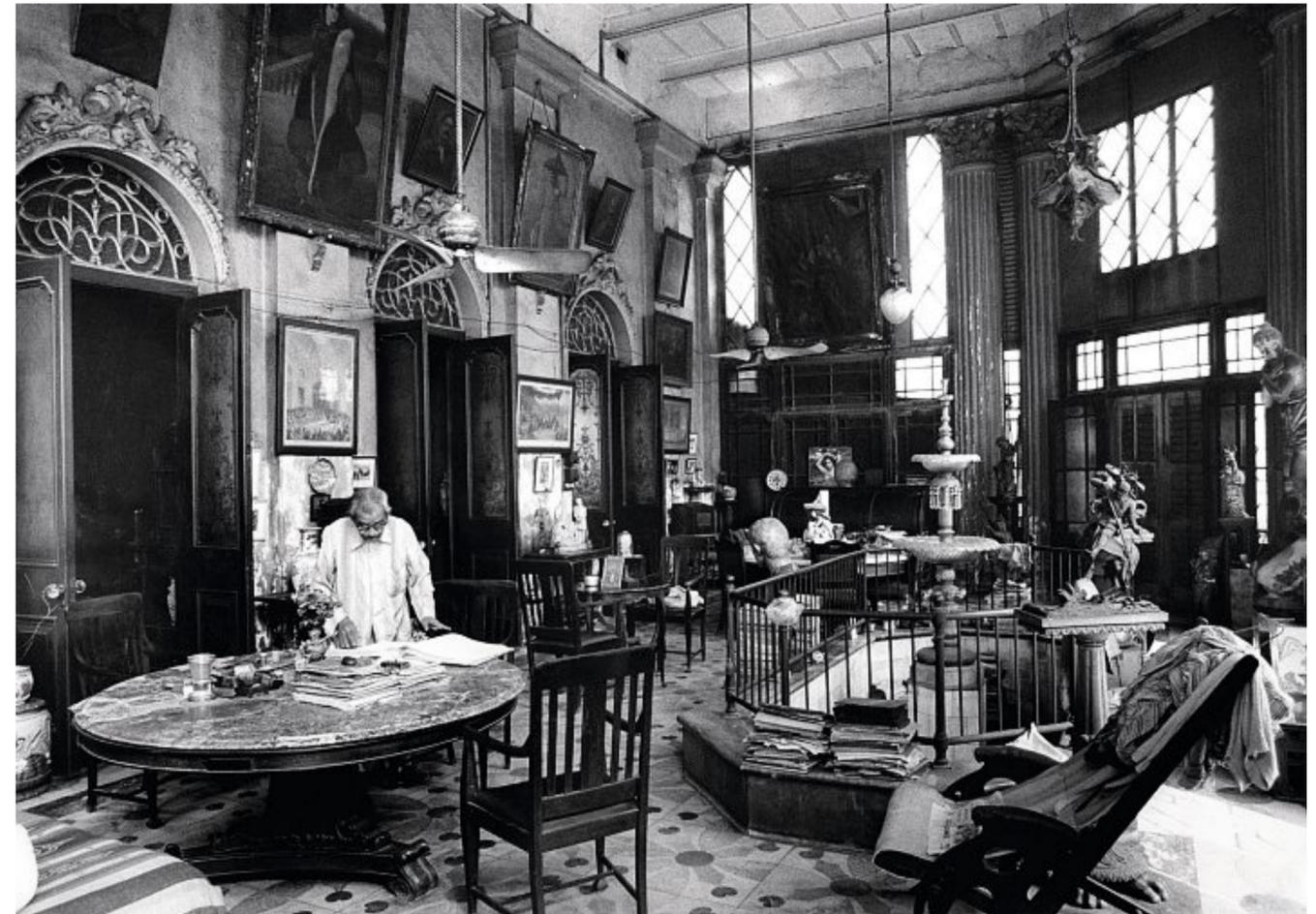
Facebook: Frankfurter Allgemeine Stil

Instagram: @fazmagazin

Twitter: @fazmagazin

Die nächste Ausgabe des Magazins

liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 11. Februar bei.



Aus der F.A.Z. vom 15. Januar 1983: Der alte Mann in Kalkutta hat das Palais von seinen Vorvätern ererbt.

Foto **Barbara Klemm**

Vor vierzig Jahren

Frage: Leben heute noch Menschen in diesem Raum, wie offensichtlich noch in der Achtzigerjahre, als Barbara Klemm diesen Zauber ins Bild bannte? Oder ist er heute unbelebt, zum Museum geworden, zu Staub zerbrösel? Gegenfrage: Kann man nicht auch in einem Museum, inmitten von Vergangenheit und Zerfall wohnen, ja residieren? In Kalkutta ist das durchaus möglich.

Wir blicken in das Interieur eines herrschaftlichen Wohnraums, erfüllt von der Atmosphäre des kolonialen Indiens und noch früherer Zeiten, der Ära der kleinen Fürstentümer, der Großgrundbesitzer, die ihre Paläste in der Großstadt gebaut haben und ihre Ländereien von Verwaltern besorgen lassen. Es war, wie man liest, ein Leben luxuriöser Langweile, der feinsinnigen Geselligkeit, der Lustbarkeiten und Intrigen sowie manchmal auch der kulturellen Passionen wie Theater und Literatur. Nicht ohne Grund sind die Räume hoch und spärlich erhellt. Die Deckenhöhe sorgt für Kühle im Sommer, die schmalen Fenster dämpfen die brennende Sonne. Das Ideal ist würdiges Halbdunkel, das die bunte Lebensfülle draußen auf den Straßen und Märkten aussperrt. Denn mit der Sphäre des gemeinen Volks wollten die Rajas nichts zu tun haben. Zum Glück war Plastik noch nicht erfunden, doch auch blanke, blitzende Metalle definierten den Lebensstil noch nicht. Das Halbdunkel wird vertieft durch schwarzes Holz. Die Stühle mitsamt dem Lehnstuhl, die Tischbeine, die hohen Türflügel – massives, schnörkelloses Holz.

Betrachter fühlen sich in die Filmwelt des indischen Regisseurs Satyajit Ray versetzt, der sich solcher Innenarchitektur bediente, um die Konflikte des Übergangs von alter Ordnung zur Moderne, zum unabhängigen Indien ins Bild zu setzen. Klassiker wie „Das Musikzimmer“, „Die Schachspieler“ oder „Das Heim und die Welt“ sind Beispiele. Die alte Ordnung, die so

unangreifbar, so ewig erschien, endete schließlich im Aufstand der armen Bevölkerung gegen jene mit traditionellem Reichtum.

Auch in Kalkutta sind in den vergangenen Jahrzehnten Supermarkets, Malls aus Glas und Edelstahl – Paläste des Konsums und des üppigen Wohnens – bis an die Wolken gewachsen. Sie sind amerikanisch erträumt und erbaut, ohne jede Erinnerung an indische Vergangenheiten. Darum sind solche „Great Houses“, so nennt man sie, Orte der Nostalgie geworden. Doch die Regierung hat nicht das Geld, sie zu erhalten, und private Eigentümer suchen verzweifelt nach finanzieller Unterstützung von großen Industriebäusern, damit jene sie sorgfältig zu „Heritage Hotels“ umbauen. Für die berühmten Firmen lohnt sich das „branding“ als Hüter architektonischer Schätze.

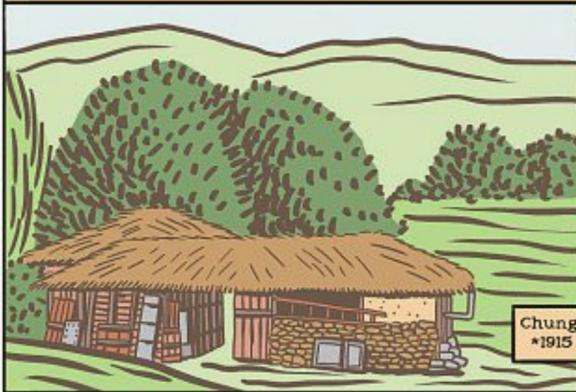
Wer einen unverfälschten Blick auf das alte Indien werfen will, besuche den Marble Palace im Stadtzentrum. Mit etwas Redegewandtheit und Beziehungen kommt man hinein. Erstaunlich, wie viel da herumliegt, was man spontan als Kitsch, als Nippes einordnen möchte; wie viele Stilrichtungen sich mischen und bekämpfen. Dazu gehören, wie auf diesem Foto, ionische Halbsäulen und griechisch nachempfundene Statuen, ebenso verblässende Bilder meist indischer Meister, die in europäischem Stil indische Landschaften schufen. Ist nun diese Geschichtsklitterung, ist diese Überhäufung des Mobiliars Zeichen von Weltoffenheit, von Lebensfreude und einer Begeisterung für kulturelle Darstellung? Oder doch eher ein Suchen und Noch-nicht-Finden von Identität und Selbstbewusstsein?

Eines ist unbestreitbar: Der Springbrunnen in der Mitte des Wohnraums ist ein charmantes Unikum. Hatte die Urbanisierung den Garten um das Haus geraubt? Jene alten Räume stecken voller Geschichten. Darin schlafen viele Lieder. *Martin Kämpchen*

Vita Obscura

Von Simon Schwartz

I. Fünf Jahre nachdem die Japaner Korea annektiert hatten, kam Chung Ju-yung 1915 in einer abgeschiedenen Region im Norden des Landes als Sohn bettelarmer Bauern zur Welt.



Chung Ju-yung
*1915 - †2001

II. Als Jugendlicher unternahm er drei erfolglose Fluchtversuche, um der Armut und der harten Arbeit auf dem Bauernhof seiner Familie zu entkommen. Doch sein Vater fand ihn jedes Mal und brachte ihn zurück.



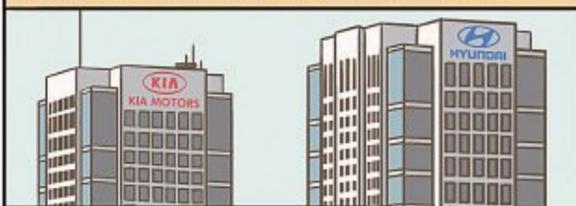
III. 1933 verkaufte Chung Ju-yung heimlich eine Kuh seines Vaters für ein Zugticket und ging später nach Keijō – in das heutige Seoul. Nach mehreren Gelegenheitsjobs fand er eine Anstellung bei einem Reishändler, dessen Geschäft er kurz darauf mit nur 22 Jahren übernahm.



IV. Nachdem das Geschäft aufgrund japanischer Restriktionen während des Zweiten Weltkriegs gescheitert war, eröffnete Chung Ju-yung 1940 eine Autowerkstatt, die bald 70 Mitarbeiter zählte. Doch auch die musste er aufgrund des Kriegs aufgeben.



V. Nach dem Ende der japanischen Herrschaft gründete er 1946 mit seinen Ersparnissen die Firma Hyundai. Schnell stieg Hyundai zum drittgrößten Autohersteller der Welt auf. Zudem war das Unternehmen aufgrund großer Regierungsaufträge maßgeblich am Wiederaufbau der koreanischen Infrastruktur beteiligt. So baute es unter anderem den größten Hafen der Welt.



VI. Obwohl der Koreakrieg und die Spaltung des Landes 1953 die Geschäfte kaum beeinträchtigten, trafen Chung Ju-yung diese Ereignisse zutiefst. Sein Geburtsort und seine Familie waren nun in Nordkorea für ihn unerreichbar.



VII. Wie kaum ein anderer prägte Chung Ju-yung in den folgenden Jahrzehnten Südkorea wirtschaftlich und politisch. Er half maßgeblich, die Olympischen Sommerspiele 1988 nach Seoul zu holen. Am wichtigsten aber blieb für ihn eine Aussöhnung mit dem Norden. Sein Einfluss war mitentscheidend für den ersten inner-koreanischen Gipfel im Jahr 2000 – es waren die ersten offiziellen Gespräche beider Länder nach fast 50 Jahren. Aus diesem Anlass reiste Chung Ju-yung mit 1001 Kühen als Geschenk nach Nordkorea. Später sagte er, sie seien eine Wiedergutmachung für die eine Kuh, die er einst seinem Vater gestohlen hatte, um in den Süden zu gelangen.



brühl

bruehl.com



MAGNOLIA
DESIGN KATI MEYER-BRÜHL



reddot winner 2022



Prêt/à/Parler

STEPPJACKEN

Das ergibt ein Muster



①



②



③



④



⑤

► Könnte dieser Trend vielleicht mit ihr zu tun haben? Prägt Königin Elisabeth II. über ihren Tod hinaus den Look dieses Winters? Als die britische Königin am 8. September 2022 starb, ging ein langes, bewegtes Leben zu Ende. Es gab nur wenige Orte, an denen das am Folgetag kein Thema war.

Es ging aber abgesehen davon in der Zeit Anfang September auch ein sehr heißer Sommer zu Ende, auf den ein recht milder Herbst folgte. Und in diesem Herbst war eine Jacke immer wieder zu sehen: die Steppjacke. Wenn die Königin mal in der Natur unterwegs war, also outdoor, wie man heute sagt, dann trug auch sie häufig eine Steppjacke. Die Steppjacke ist uns jetzt geblieben, als wäre es ihr Erbe für uns alle.

So ist es keine Überraschung, dass die Steppjacke gerade im Trend zu liegen

scheint. Das zeigt das Stadtbild in diesen Tagen.

Unsere Seite belegt dazu: Die Steppjacke kann auch ein Mantel sein, wie von Brunello Cucinelli (5). Oder eine Bomber-Party-Jacke im Achtzigerjahre-Look mit glitzernden Elementen von Etro (4). Oder sie ist zugleich eine Jeansjacke von A.P.C (3). Sie muss auch nicht ausschließlich in Tarnfarbe daherkommen, als sollte man darin mit der Natur eins werden, sondern kann zum Beispiel auch weiß sein, wie von 7 for all mankind (2). Bei Weiß handelt es sich ohnehin um die Lieblingswinterfarbe vieler Influencerinnen – als gäbe es weder Winter noch Winterwetter.

Die Steppjacke – auf Schmuddelwetter abonniert – rückt das Gefühl für die Jahreszeiten dann wieder gerade. Aber eigentlich

kann die wahre Steppjacke ja nur von einem Haus stammen – von Barbour (1). Die Königin trug über Jahrzehnte ihre Barbour-Jacke. Gut möglich, dass es bei ihrem Bewusstsein für Nachhaltigkeit auch immer ein und dieselbe war. An die Queen in Barbour erinnert das Wappen in jeder anderen Barbour-Jacke – der sogenannte Royal Warrant.

Aber nicht nur die Königin gab den Jacken der 128 Jahre alten Marke den „stamp of approval“. Zu ihren Lebzeiten erklärten auch ihr Mann Prinz Philip und ihr Sohn Prinz Charles Barbour schon zu offiziellen Hoflieferanten. Den „stamp of approval“ des Königshauses wird Barbour also wohl noch lange behalten. Den „stamp of approval“ des Volkes hat die Steppjacke in diesem Winter sowieso. (jwi.) Fotos Schmott Studios



RUG STAR
by Jürgen Dahlmanns

UrbanLavish No. 01 with Checkerboard Eduard
hand-knotted Persian weave with LavishSilkLining
35% wool 65% silk

RUG STAR
Rosa-Luxemburg-Str. 27
10178 Berlin
+ 49 (0)30 30 87 54 47
sales@rugstar.com
www.rugstar.com

RUG STAR by Kröll & Nill
Zeuggasse 9
86150 Augsburg
+49 (0)821 455 06 30
teppiche@kroell-nill.de
www.rugstar-augsburg.de

RUG STAR by Sorg Carpet
Am Schillerplatz 4
71522 Backnang
+49 (0)7191 911 2226
kontakt@sorgcarpet.de
www.rugstar-stuttgart.de

SNEAK AROUND (49):

Adidas Centennial 85

► Der sieht aber ganz schön retro aus, oder?

Ja! Der ikonische Adidas Centennial hatte vor Jahrzehnten seinen ersten Auftritt auf dem Basketballplatz und hob sich schon damals von der breiten Masse ab. Ursprünglich in Frankreich hergestellt, war er von 1985 an in Wildleder und Leder erhältlich. Die Wildledermodelle gab es in Farbvarianten wie Grau, Braun, Marine, Burgund und Schwarz, die Ledermodelle in Weiß/Rot, Weiß/Grün, Weiß/Burgund und Weiß/Natur. Jetzt erscheint die Schuhlegende in einer Neuauflage, die dem Original treugeblieben ist und nur wenige Elemente aufwertet.

Was kann die Neuauflage?

Mit dem Obermaterial aus Wildleder bleibt sie dem Original treu. Perforierte Details im Zehenbereich und eine flexible Fersenkappe schaffen Retro-Flair, genau wie die Rillen im Profil. Natürlich dürfen die drei Streifen an den Seiten nicht fehlen. Ein Großteil des Sneakers ist naturweiß, auch Mittelsohlen und Teile der Außensohlen sind in hellem Ton gehalten. Die drei Streifen sowie die anderen Details kommen in Dunkelgrün daher, wobei auch Innenfutter, Zunge und der flexible Kragen als farbliche Unterstützung dienen.

Und wie sieht's mit der Nachhaltigkeit aus?

Der Centennial wird zum Teil aus Recyclingmaterial produziert, das aus Textilabfällen, -resten und Haushaltsabfällen gewonnen wird. Dadurch ist die Ökobilanz besser als bei neu produzierten Materialien. Als Adidas 2015 den Laufschuh x Parley aus recyceltem Plastikmüll von Stränden und aus Küstenregionen in New York vorstellte, galt das noch vorwiegend als Image-Aktion. Doch allein 2021 hat Adidas nach eigenen Angaben 17 Millionen Paar Schuhe mit recyceltem Plastikmüll von Stränden und Küsten produziert, seit 2015 sind es 30 Millionen Paar Schuhe. Aber: Adidas ist auch einer der größten Hersteller von Sportbekleidung.



Die damit verbundenen Auswirkungen auf die Umwelt sind immens. Allein 2021 hat Adidas 340 Millionen Paar Schuhe und 482 Millionen Kleidungsstücke produziert – wobei die meisten Materialien unter anderem Polyester enthalten. Daher möchte das Unternehmen von 2024 an nur noch recyceltes Polyester verwenden.

Trendfarbe Grün?

Vor einem Jahr waren sich alle Modemagazine einig: Grün wird die Trendfarbe 2022. Und ja, im vergangenen Jahr haben Grüntöne nicht nur die Laufstege, sondern auch die Straßen dominiert. Im Sommer wurde das knallige Kelly Green gefeiert, im Herbst und Winter trug man gern ein sattes Tannengrün, kombiniert mit Beige und Weiß. Das färbt auf die Sneaker-Mode ab: Viele Modelle 2022 kamen in Grüntönen heraus. Einer meiner Lieblinge ist der Centennial. Und was wird die Trendfarbe 2023? *Aylin Güler*



Im Innenhof: Das Restaurant „Root“ bietet unter anderem Sushiplatten mit regionalem Fisch an.

GASTRONOMIE

In diesem Telegraphenamnt darf es auch mal länger dauern

► Es passiert sogar in Berlin, dass Taxifahrer ein Hotel noch nicht kennen, weil es so neu ist. Als wir vor dem Telegraphenamnt an der Monbijoustraße ankommen, schaut der Fahrer auf den stattlichen alten Bau und fragt verwundert, ob wir hier richtig seien. Und ob. Das alte Haupttelegraphenamnt, das 1916 hier eröffnet wurde und über Jahrzehnte die Rohrpostzentrale Berlins war, hat seine neobarocke Fassade behalten. Nur drinnen hat sich einiges getan, seit der „Borchardt“-Besitzer Roland Mary beschlossen hat, das Gebäude in ein Hotel mit Restaurant umzuwandeln.

Die alte Substanz blieb dabei erhalten; die Lobby empfängt die Gäste in warmem Licht unter Gewölbekuppeln, die sich zur mehr als drei Meter hohen Berliner Kappendecke aufschwingen. „Wir sind stolz, in einem alten Gebäude zu sein“, sagt Enrico Maschek, neben Albrecht Heine einer der Eröffnungsdirektoren des Hauses. Maschek erzählt, das Konzept sei es gewesen, sowohl an die alte Funktion des Hauses zu erinnern als auch das stilvolle Berlin von den Zwanziger- bis zu den Siebzigerjahren einzufangen. Eine wilde Mischung sei das geworden, sagt er, und beginnt die Führung durch das Gebäude.

Schon der Fahrstuhl zeigt, was er damit meint: Das Innere ist kupferfarben ausgekleidet, Drahtgeflecht-Elemente ziehen sich über die Wände, fast vermutet man, direkt in den Goldenen Zwanzigern abgesetzt zu werden. Als sich die Tür öffnet, erwartet einen stattdessen eine Mischung aus Industriecharme und Designhotel: alte Stahlträger an der Decke, Backstein schaut unter dem Putz hervor und kontrastiert mit warmen Grautönen im Flur und Messingschildern an den Türen.

Auch in die Ausstattung der Zimmer sind interessante Ideen eingeflossen. Gemütliche Sessel im Retro-Look stehen vor einem bodentiefen Fenster, ein langer, minimalistischer Schreibtisch bietet Platz und genug Anschlüsse für Laptops

und andere Elektronik, deren Kabel unter der kippbaren Arbeitsplatte verschwinden. Ebenso versteckt ist der Kleiderschrank hinter der Spiegelverkleidung des Eingangsbereichs eingebaut. Direkt daneben liegt die gut sortierte Bar, die die Vorsilbe Mini tatsächlich nicht mehr verdient: Ruinart-Champagner neben Craft-beer, gesalzene Popcorn neben veganen Gummibieren. Statt Kapselkaffeemaschinen hat man Wasserkocher angeschafft und in der Berliner Rösterei „The Barn“ jemanden gefunden, der dank äthiopischer Bohnen den lang verschmähten Instantkaffee zu einem genießbaren Getränk gemacht hat. Soll man im Hotel Telegraphenamnt etwa Lust bekommen, länger zu bleiben? Maschek lächelt: Berlin in dieser zentralen Lage sei eher Anlaufpunkt für Tagestouristen und Kurzbesucher.

Für die stehen 97 Zimmer bereit, darunter zwei große Maisonette-Apartments, falls man doch länger bleiben oder größere Arbeitsmeetings in privaten Räumen abhalten möchte. Die kleineren Suiten blicken aus großen Fenstern einmal auf den angrenzenden Monbijoupark, einmal auf den Innenhof, unter dessen Kuppel das Restaurant „Root“ Einzug gehalten hat. In dessen Keller finden sich dekorative Reste der Rohrpostanlage, darüber servieren flinke Kellner an weißgedeckten Tischen asiatische Feinkost und deutsche Küche: Burger, Erbsensuppe oder Curry sowie Sushiplatten mit regionalem Fisch. Die bereitet ein aus Japan stammender Sushi-meister in der einsehbaren Küche zu. Ja, doch – man könnte hier durchaus auch länger bleiben. *Maria Wiesner*



► Ein schönes Datum! An diesem Tag erschien das neue F.A.Z.-Magazin zum ersten Mal. Für unser Jubiläumssheft im Februar suchen wir noch ein Kind, das an diesem Tag geboren wurde und bereit wäre für ein kleines Interview. Kennen Sie so ein Kind? Dann melden Sie sich bei uns: magazin@faz.de

9.2. 2013

Foto: Aylin Güler, Unternehmen

Das Original von berbel

KÜCHENPROFIS WISSEN WARUM

Hier kochen die Sterneköche Michael Dyllong und Pierre Beckerling.



Dunstabzüge in Perfektion. Made in Germany.

berbel Downline Infinity mit extra großem Kochfeld, intuitiver Bedienung und einem Dunstabzug, der Maßstäbe setzt. Von Küchenprofis entwickelt – in Profiküchen bewährt.



reddot winner 2022 best of the best

berbel

living excellence

Eine Oper mit Stühlen in vier Akten



Choreographiert, nicht inszeniert: „A Chair and You“ von Robert Wilson (Foto unten)

► Der Stuhl Favela von den brasilianischen Brüdern Humberto und Fernando Campana, der Riviera von Michele De Lucchi, Ron Arads Rover-Zweisitzer, der Cross Check von Frank Gehry, der Cork-Stuhl von Jasper Morrison und der Classroom von Stefan Wewerka: Diese Sammlung von Sitzgelegenheiten aus fast 60 Jahren ist beeindruckend. Kaum ein Designer oder Architekt von Rang und Namen des ausgehenden 20. und beginnenden 21. Jahrhunderts fehlt, weder Tom Dixon und Ingo Maurer noch Coop Himmelb(l)au und Daniel Libeskind. Sie alle sind dabei. Es fehlen nur – Frauen. Zu den wenigen Ausnahmen zählen die französisch-schweizerische Künstlerin Niki de Saint Phalle mit ihrem Chaise serpent à double tête und das schwedische Duo Front, das 2007, als sein Chainsaw-Stuhl entstand, allerdings noch ein Trio war: Charlotte von der Lancken trennte sich elf Jahre nach der Gründung des Stockholmer Studios im Jahr 2015 von Sofia Lagerkvist und Anna Lindgren, die seither zu zweit weiter machen.

Die außergewöhnliche Sammlung, die seit den frühen Neunzigerjahren zusammengetragen wurde und inzwischen gut 650 Objekte von den Sechzigern bis heute umfasst, ist im Stillen entstanden. Der Genfer Immobilienverwalter Thierry Barbier-Mueller frönte seiner Leidenschaft lange fast unbemerkt, kaufte vor allem Einzelstücke und auch Prototypen, bis er eine der größten privaten Stuhlsammlungen der Welt beisammen hatte. Genau 211 von ihnen wurden nun ausgewählt, um sie erstmals öffentlich zu präsentieren: im Musée cantonal de design et d'arts (mudac) in Lausanne. Dort sind die Werke von sehr vielen Designern und nur sehr wenigen Designerinnen, was einmal mehr zeigt, wie es um die Gleichberechtigung im Design bestellt ist, nicht nur zu sehen, sondern auch zu erleben. Denn ein zweiter Stuhl-Verrückter hat sie gewissermaßen zum Leben erweckt und ihnen auf einer 1500 Quadratmeter großen Fläche und in vier Räumen im Kunstquartier Plateforme 10 eine geradezu erstaunliche Bühne bereitet: der amerikanische Regisseur und Künstler Robert „Bob“ Wilson, der mit weit mehr als 600 zusammengetragenen Stühlen selbst als obsessiver Stühlesammler bezeichnet werden kann.

Und so ist „A Chair and You“ keine Ausstellung geworden, „sondern ein Schauspiel“, wie Chantal Prod'Hom, die Kuratorin und Direktorin des mudac sagt. Mit Lichtspielereien,

Musik und Geräuschen, mit Bühnen und Tribünen – die Stühle hängen sogar von der Decke. Fast könnte man es eine Oper in vier Akten nennen mit ebenso vielen Bühnenwelten. Jeder Raum ist anders „choreographiert“, von einer Inszenierung wollte Bob Wilson bei der Eröffnung erst gar nicht sprechen. Gleich zu Beginn trifft der Besucher auf die bizarrsten und farbenfrohesten Stücke, auf den wie vom Wind verwehten knallroten Classroom von Wewerka, der passenderweise in luftiger Höhe hängt, auf den behaarten Stuhl Anita von Francis Sultana und den wie mit zahllosen Kleidungsstücken behängten The Power of Cloth von Lochan Upadhyay. Gleißend hell ist es im ersten Raum, im zweiten scheinen noch Schreiner am Werk, dort ist immer wieder eine Stichsäge zu hören. Durch eine kleine Tür, durch die man nur gebückt schlüpfen kann, kommt der Besucher dann ins Halbdunkel: Dort finden sich die Objekte aus Metall und Holz wie der aus einem Einkaufswagen geformt zu sein scheinende Consumer's Rest von Stiletto Studios (Frank Schreiner) oder auch der Spirit House von Libeskind.

Wilson, der 1993 für seine Kunstinstallation „Memory/Loss“ – eine „fürchterlich ernste Skulptur über mongolische Foltter“ – einen Goldenen Löwen bei der Biennale di Venezia gewonnen hatte, ist ebenfalls mit eigenen Werken vertreten, darunter sein White Raven (1998), dessen Lehne mit ihren Sprossen an eine Leiter erinnert, die bis in den Himmel zu reichen scheint, und auch der erste Stuhl, den der inzwischen Einundachtzigjährige 1968 aus Maschendraht entworfen und nach Sigmund Freud benannt hat, ist zu sehen. Stühle sammelt Bob Wilson bereits seit den frühen Fünfzigerjahren. Warum? Weil sie ihn faszinieren, wie er sagt. Schon seit er mit elf seinen ersten Stuhl bekam. „Das war wie eine Initialzündung für mich.“ Seither sehe er Stühle mit anderen Augen. „Für mich sind sie mehr als nur Sitzgelegenheiten, für mich sind es Skulpturen.“ Peter-Philipp Schmitt



„A Chair and You“ ist noch bis zum 26. Februar 2023 im Musée cantonal de design et d'arts in Lausanne zu sehen.

ALKOHOL

Man muss den Januar ja nicht ganz so nüchtern angehen

► Der Januar bietet sich ja bekanntlich an für Abstinenz jeglicher Art: Verzicht auf Fleisch, Verzicht auf Kohlenhydrate, Verzicht auf Make-up und Verzicht auf Spaß stehen bei vielen Feiertieren, die noch von Weihnachtsfesten gebeutelt sind, auf dem Neujahrsmenü. Das nennt sich dann zum Beispiel „Veganuary“ und ist sicher gut, sowohl für den After-Weihnachtsbraten-Body als auch für die Umwelt. Oder eben der Klassiker: der Dry January. Auch der ist durchaus sinnvoll: Im Dezember schwimmt man nur so in Gelagen, tingelt von Weihnachtsfeier zu Weihnachtsfeier, betäubt den Kater schon beim Adventsbrunch am nächsten Morgen mit Konter-Sekt und muss sich manchmal auch die Verwandten an den Feiertagen netter trinken. Dann noch Silvester – und schon hat man einen ganzen Monat viel zu viel und viel zu regelmäßig gesoffen. Im Anschluss also einen Monat Alkoholabstinenz, so der Gedanke.

Ich hab's im vergangenen Jahr versehentlich falsch herum gemacht: Dry December – und wie dry der war. Nach einem gelungenen Sessionsauftakt in Köln brauchte ich dringend eine Pause – und verkündete vollmundig, „bis Weihnachten“ (das lässt sich glücklicherweise großzügig auslegen) auf Alkohol zu verzichten.

Zunächst war das überhaupt nicht schwer. Als Wahlkölnerin bin ich oft gut gelaunt, bin gern unter Leuten und brauche wie ein wandelndes Klischee wirklich keinen Alkohol, um Spaß zu haben – gute Gesellschaft reicht mir. Ich feierte den 35. Geburtstag meines Freundes alkoholfrei, ging auf Kneipenabende, ohne auch nur einen Tropfen Alkohol zu konsumieren, und blieb bei unserem Ressortweihnachtsessen Anfang Dezember nüchtern. Ich will nicht angeben, aber: alles kein Problem!

Doch dann begann die Adventszeit und mit ihr eine Weihnachtsfeier nach der anderen. In der F.A.Z. wurden Vorbereitungen für unseren langersehnten Umzug getroffen, was beinahe täglich nur eines bedeutete: Abriss-Party! Ich ging tapfer überall hin. Während ich aber auf den ersten Feiern noch nahezu euphorisch ob meiner Willenskraft und der überhaupt nicht fehlenden guten Laune auf Tanzflächen rannte und laut gackernd in laut gackernden Menschentrauben verharrte, wurde ich auf Dauer müde. Ich ertappte mich dabei, wie ich bei

einer eigentlich sehr schönen Feier von 20 Uhr an dauernd auf die Uhr schielte. Wie ich zwar noch halbherzig mittanzte, wenn ein Lied von Taylor Swift lief. Wie ich aber auch immer wieder für mich dachte: Eigentlich passiert seit Stunden nichts Neues mehr. Eigentlich drehen wir uns (nicht nur buchstäblich) im Kreis.

Irgendwann schaute ich zu meiner Kollegin hinüber, die mit leicht geöffnetem Mund und verschwommenem Blick vollkommen verzückt vor sich hintanzte und eben, Taylor-Style, alles off-shakete und wegschüttelte. Sie fand die Party super. Und ehrlich gesagt: Ich dagegen langweilte mich. Das ist natürlich eine schaurige, eine ernüchternde Erkenntnis: Ich, die ich Feste und Feiern liebe, amüsiere mich unter anderem auch deswegen jedes Mal so gut, weil ich gern zwei, drei Gläser Sekt dabei trinke. Das ist sicher nicht schlimm, aber besser wär's doch ohne, oder?

Ich habe für 2023 ein neues Vorhaben: Ich tue fortan alles in Maßen. Das gilt nicht nur fürs Trinken, sondern auch fürs Verzichten. Der Dry January kann also kommen, einen trockenen Dezember kann ich hingegen nicht empfehlen: Die Abstinenz hielt ich fünf Wochen durch. Für die letzten beiden Weihnachtsfeiern habe ich mein selbstaufgelegtes Verbot aber aufgehoben. Der Kater war fürchterlich. Johanna Dirrholz

Auf nach Dänemark

Familien wissen: Die Suche nach dem einen richtigen Ferienhaus für den Sommerurlaub kann sich kurzfristig so ziehen wie langfristig die Suche nach dem einen richtigen Zuhause. Skandinavien ist für Sie eine Option? Dann könnte Landfolk.com das Leben leichter machen.



Dunkel erinnern wir uns an den Holzfällermemd-Trend vor gut zehn Jahren. Hier ist der Schlafanzug dazu. (June & Julie)



50 ist das neue 5, wenn schon die „Sesamstraße“ jetzt ein halbes Jahrhundert alt wird. Im Mai folgt die Ausstellung zum Jubiläum im Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg.



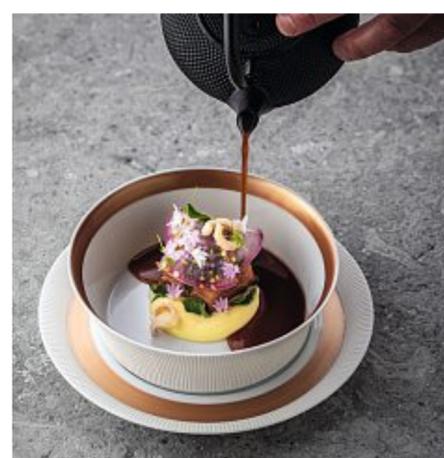
Hier ist eine echte Januar-Schokolade zu sehen: 20 Gramm, zuckerfrei. (Evers & Tochter)



Dieses bestickte Stück ist von 1929. Erst war es ein Kinderkleid, dann wurde es in der Familie weitergereicht und wurde zum Taufkleid. Dann zur Bluse. Dann wieder zum Kinderkleid. Bis April ist es Teil der Ausstellung „Guter Stoff“ im Europäischen Hansemuseum in Lübeck.



Sie sind Cineast, und dieser Rucksack kommt Ihnen bekannt vor? Zu sehen war er in diesem Sommer in „Jurassic World“. Jetzt ist er im wahren Leben erhältlich. (Bill Amberg Studio)



Bei vielen Spitzenköchen genügt längst der Vorname. Ein Indiz dafür, dass sie zur Großprominenz gehören. Jan Hartwigs neues Restaurant in München heißt passenderweise einfach „JAN“.



Die Zeiten sind zum Meckern, da muss man nichts schönreden. Mit dem Fluch-Generator kommt aber vielleicht doch gute Stimmung auf. (MeterMorphosen)



Baden, klassischer Fall von Alltagskapismus, der leider gerade ganz schön teuer ist. Wenn schon, dann richtig, mit einem Kissen für die Wanne. (Badesofa)

Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten

zusammengestellt von Jennifer Wiebking

#

142

Stecken wir in die Tasche

Für uns in Deutschland mag das Portal „Pockets for women“ aus Großbritannien zwar kein praktischer Ort zum Einkaufen sein (wegen der Zollgebühren), aber in der Theorie klingt die Initiative längst überfällig: Der Damenmode mangelt es an Taschen für die Hände. Der Webentwicklerin Mandy Fletcher aus Sheffield missfiel das so sehr, dass sie „Pockets for women“ gründete. Die Plattform filtert ausschließlich Stücke mit vernünftigen Taschen und schafft ein Bewusstsein für das, was häufig fehlt.



Dinge, über die man sich jetzt Gedanken machen kann: Wo hinfahren im Sommer? Und mit welcher Sonnenbrille im Gepäck? Chloé hat eine aus recyceltem Acetat.

„ICH WILL BRÜCKEN Bauen“

Er zählt Gorbatschow, Orbán, Söder, Maffey und Udo Lindenberg zu seinen Freunden, hat mit Dschinghis Khan Erfolge gefeiert und verheiratet heute Progressive Rock mit Fusion Jazz: Wer ist Leslie Mandoki? Und was treibt den gebürtigen Ungarn an?

Interview Timo Frasch
Fotos Thomas Dashuber



Bauen“

Herr Mandoki, die Väter anderer Söhne sind meist bemüht, dass der Nachwuchs etwas Gescheitertes lernt. Ihr Vater hingegen soll Sie angehalten haben, Musiker zu werden. Warum?

Als noch sehr junger Teenager sah ich meinen Weg eher als Dichter oder Maler. Mein Vater, der selbst Geiger war, wollte, dass ich Musiker werde. Musik war für ihn keine brotlose Kunst, sondern etwas Substantiiertes, womit man die Familie ernähren kann.

1975, Ihr Vater war inzwischen verstorben, sind Sie aus Ungarn geflohen, ohne sich von Ihrer Mutter und Ihrem Bruder zu verabschieden. Das war zu ihrem Schutz.

Ist trotzdem brutal. Diktaturen sind brutal. Hätten meine Mutter und mein Bruder von meiner Flucht gewusst und hätte man es ihnen nachweisen können, wären sie für fünf Jahre im Gefängnis gelandet.

Haben Sie sich auch nur eine Sekunde gefragt, ob Sie Ihre Familie im Stich lassen, wenn Sie Ihrem Freiheitsdrang nachgeben?

Nein. Mein Vater hatte mich auf seinem Sterbebett quasi dazu verpflichtet, meinen Traum zu leben, anstatt mein Leben zu träumen, und auch, dass seine Enkelkinder niemals würden zensierte Zeitungen lesen müssen. Die Sehnsucht nach Freiheit lag durch ihn bereits in meiner DNA. Meine Mutter war beruflich und in ihrem Freundeskreis gut verankert.

Ihre Eltern haben nie versucht zu fliehen?

Das ist eine traurige Geschichte, die immer zwischen meiner Mutter und meinem Vater stand. Nach dem Aufstand 1956, an dem mein Vater beteiligt war, sorgten die Amerikaner dafür, dass einige Freiheitskämpfer noch vor der abermaligen Machtübernahme der Kommunisten ausreisen konnten. Innerhalb einer Stunde musste man seine Koffer packen. Doch meine Mutter wollte nicht. Mein Vater hat dann die Schwester meiner Mutter, die in der Nachbarschaft gewohnt hat, geholt. Sie kam mit ihrem Mann und ihrem Sohn – und stieg am Ende mit den Papieren meiner Mutter in einen amerikanischen LKW. Mein Vater ist entgegen seinem Freiheitsdrang geblieben – und hat es nie verwunden.

Als Sie im Westen waren, konnten Sie nicht mehr für die Freiheit kämpfen – das mussten andere erledigen. Haben Sie das je bereut?

Bis zu meiner Flucht im Sommer 1975 war ich mit meiner Band Jam eine Prog-Rock-Stimme der studentischen Opposition. Aber klar, ich hätte weiter für die Freiheit dort kämpfen können. Es wird mir zurecht manchmal in Ungarn vorgeworfen, dass ich schon im sicheren Westen war, als dort aktiv für die Zerstörung des Eisernen Vorhangs gekämpft wurde. Dies spürte ich besonders, als 1989 im Juni der damalige Studentenführer Viktor Orbán vor 250.000 Leuten den Abzug der Roten Armee forderte. Oskar Lafontaine sagte am gleichen Abend im deutschen Fernsehen, dass dies eine völlig unrealistische Phantasie sei. Nun, kurz danach fiel die Mauer, wie die Ungarn es gefordert hatten. Ich

habe mich immer als Enkel von Willy Brandt definiert, der gesagt hat, wir müssen dieses schreckliche diktatorische System durch Diskurs ins Wanken bringen. Und so kam es auch 1989.

Diskurs scheint generell ein Zauberwort von Ihnen zu sein. Manchmal hat man den Eindruck, dass Sie da bei Ihren Partnern ein bisschen wahllos sind. Beginnen wir mit Orbán. Er steht gerade mächtig unter Druck. Die anderen EU-Staaten haben beschlossen, Gelder an Ungarn nicht auszuzahlen, aus Angst, dass sie in dunklen Kanälen verschwinden. Auch im Ukraine-Krieg haben viele den Eindruck, Orbán falle der EU in den Rücken.

Durch Meinungsstreit erlangen wir oft wertvollen Erkenntnisgewinn. Schimon Peres sagte: Brücken brauchen wir dann, wenn die Unterschiede zu hart sind. Ich bin nicht wahllos bei meinen Gesprächspartnern, sondern ich suche bewusst nach Gemeinsamkeiten, um dort Brücken zu bauen, wo noch Brücken entstehen können. Aber dies selbstverständlich nur und ausschließlich auf der Basis unseres gemeinsamen europäischen Wertekanons. Mein Freund Michail Sergejewitsch Gorbatschow sagte hier an diesem Tisch, an dem wir jetzt sitzen: Ohne den ungarischen Freiheitskampf von 1956 und 1989 stünde die Mauer noch. Ich glaube, er hatte recht. Und wissen Sie, wer der einzige EU-Staatsmann war, der zur Beerdigung von Gorbatschow nach Moskau gereist ist? Der ungarische Ministerpräsident. Bei den Diktatoren Breschnew und Andropow waren alle da, vom amerikanischen Präsidenten bis zum Bundeskanzler.



Ist am 7. Januar 70 Jahre alt geworden: Leslie Mandoki in seinem Studio in Tutzing

Sie nennen Orbán einen Freund. Woher kennen Sie ihn?
Frau Dr. Merkel hat ihn mir vorgestellt – bei der Feier zum 70. Geburtstag von Dr. Edmund Stoiber.

Woher kannten Sie Angela Merkel?

In der Zeit, als sie noch nicht Kanzlerin war, aber schon Parteichefin, wurde ich mal ins Adenauer-Haus gebeten. Sie war interessiert und wollte von mir etwas über die Implosion der Musikindustrie erfahren. Sie ist eine sehr beeindruckende Intellektuelle. Wir haben uns gut verstanden und sind in Kontakt geblieben.

Verweilen wir kurz bei Orbán. Ein Vorwurf gegen ihn lautet: Antisemitismus. Der zeige sich etwa darin, dass er den in Ungarn geborenen Investor George Soros, einen Juden und Unterstützer vieler Nichtregierungsorganisationen, gern zum Sündenbock macht.

Ich bin der Auffassung, dass der Kampf gegen Antisemitismus unsere absolut heilige Aufgabe ist, erst recht nach dem Zivilisationsbruch durch die Nazis. Wenn meine jüdischen Freunde sich hier selbst verteidigen müssen, dann haben wir völlig versagt. Das war immer mein Credo. Ich bin auch in München aktiv im Kampf gegen Antisemitismus und seit langer Zeit mit Frau Dr. Charlotte Knobloch befreundet, vereint im absolut unteilbaren Grundsatz des Schutzes jüdischen Lebens in Deutschland und überall auf der ganzen Welt gegen jegliche Anfeindung. Man sollte nicht Kritik am Casino-Kapitalismus, für den Soros auch steht, als Antisemitismus missverstehen. Das eine hat mit dem anderen gar nichts zu tun! Auch ich bin gegen eine Spekulationswirtschaft. Wirtschaft soll gesellschaftlichen Mehrwert erschaffen. Die Realwirtschaft tut es. Der spekulative Teil der Finanzwirtschaft tut es nicht. Ich habe erst kürzlich eine Nacht lang mit Gregor Gysi darüber diskutiert. Wir waren hier ziemlich einer Meinung.

Der Antisemitismusruf speist sich auch aus anderen Quellen. So hat das Internationale Auschwitz Komitee Orbán vorgeworfen, die ungarische Beteiligung an der Verschleppung der ungarischen Juden in die NS-Vernichtungslager aus dem nationalen Bewusstsein zu verdrängen. Dieser historische Zivilisationsbruch ist auf das Schärfste zu verurteilen, und daraus gehören für alle Zeit die Lehren gezogen. Da bin ich mit dem Internationalen Auschwitz Komitee absolut einer Meinung. Ich fand es gut, dass die erste Hauptversammlung des Jüdischen Weltkongresses in einem EU-Land 2013 in Budapest stattfand. Und dies, wie dessen ungarischstämmiger Präsident dort sagte, auch zur Anerkennung des aktiven Kampfes gegen Antisemitismus.

Soweit ich weiß, ging es eher darum, dem in Ungarn aufkeimenden Antisemitismus etwas entgegenzuhalten.

Wer hat jüngst den Ungarn für die besonders umsichtige Aufnahme jüdischer Flüchtlinge aus der Ukraine gedankt? Der aschkenasische Oberrabbiner in Israel. Müssen Synagogen in Ungarn bewacht werden, so wie in Deutschland? Nein. Ich habe viele jüdische Freunde in Ungarn. Die fühlen sich dort sicher. Wenn Sie es nicht glauben, können Sie gerne meinen Freund Slomó Köves fragen, den Budapester Oberrabbiner.

Sie haben gute Beziehungen zur CSU, 2013 haben Sie sich um ein Landtagsmandat für die Partei beworben. Wie fanden Sie es, als der bayerische Ministerpräsident und CSU-Chef Markus Söder sich dafür aussprach, die Allianz-Arena im EM-Spiel Deutschland gegen Ungarn in Regenbogenfarben zu tauchen, um so ein Zeichen gegen Homophobie in Ungarn zu setzen?

Homophobie gehört natürlich geächtet und dies überall. Wir müssen kreativ und konstruktiv alles dafür tun, dass vor unserer eigenen Türe in der EU, aber auch sonst überall auf der Welt niemals Druck auf nicht-binäre Menschen ausgeübt und ihre Art zu leben respektvoll in der Mitte der Gesellschaft aufgenommen wird. Und dennoch müssen wir uns damit auseinandersetzen, dass es in der Entwicklung von Gesellschaften verschiedene Stufen gibt. Ungarn hat die Zeit der Diktatur so lange hinter sich wie Deutschland Mitte der Siebzigerjahre. Damals musste in Deutschland der Ehemann unterschreiben, wenn die Frau arbeiten wollte, und Homosexualität war strafbar. Heute müssen wir in Europa nicht nur die Lebensverhältnisse, sondern auch die

Werte angleichen. Aber wir müssen das durch Überzeugung erreichen, nicht durch Zwang.

Was ist in der Beziehung zwischen Ungarn, Deutschland und der EU schiefgelaufen?

Die Freiheitsbewegung in Ungarn, die, wie Dr. Helmut Kohl sagte, „den ersten Stein aus der Berliner Mauer schlug“, war eine nationale Bewegung. Aus der Perspektive vieler Deutschen ist Transnationalität etwas Gutes, auch die Verlagerung von Kompetenzen nach Brüssel. In Ungarn hat man dagegen sehr schlechte Erfahrungen gemacht mit Anweisungen, die aus einer weit entfernten Metropole, in dem Fall aus Moskau, kamen. Und als man die internationale Staatengemeinschaft an seiner Seite gebraucht hätte, 1956 beim Aufstand gegen die russischen Unterdrücker, wurde Ungarn im Stich gelassen. So sehen das zumindest viele. Und das sitzt tief. Eine vergleichsweise kleine Nation an der Nahtstelle zwischen Orient und Okzident, deren Sprache keiner größeren Sprachfamilie zugeordnet ist und die in den vergangenen 500 Jahren die meiste Zeit besetzt und fremdbestimmt war, hat einen anderen Bezug zum Begriff Nation. Da müssen wir unermüdet für Europa werben. Sonst entweicht in dieser schwermütigen Zeit unsere demokratische Energie für eine gemeinsame generationengerechte Gestaltung. Diese gefährliche Entwicklung müssen wir umkehren und Europa als unumstößliche Wertegemeinschaft definieren, frei nach Udo Lindenberg „Bunten Republik“, ein Buntes Europa.

Wenn man mit Ihnen spricht, hat man den Eindruck, Sie seien mit Gott und der Welt befreundet. Welchen Begriff



Dschinghis Khan im Jahr 1982: Mit der Gruppe trat Mandoki (rechts) 1979 beim Grand Prix Eurovision de la Chanson auf.

von Freundschaft haben Sie eigentlich?

Musik ist eine gemeinschaftliche Kunstform. Während ein Schriftsteller in seiner Schreibstube und ein Maler in seinem Atelier durchaus allein arbeiten können, kreieren wir Musik fast immer im Team. Ich bin ein geselliger Mensch, koche gerne, und bei uns ist immer etwas los. So entstehen halt auch Freundschaften. Ich habe auch grundsätzlich die Vorstellung, dass jemand, selbst wenn er 180 Grad andere Vorstellungen hat, deshalb noch lange nicht mein Feind ist, sondern eben ein Diskussionspartner, um vielleicht bei einem Glas Wein über die unterschiedlichen Weltanschauungen zu diskutieren. Solange es auf unserer gemeinsamen freiheitlichen Wertebasis fußt. Wie unser Bundespräsident a.D. Joachim Gauck immer wieder betont, brauchen wir dringend Streiträume für vitalen Widerspruch, für substantiierte Gegenrede. Auch müssen wir dem Mainstream mal Selbstgedachtes gegenüberstellen und so unsere Aufmerksamkeitsfenster und unseren Horizont vergrößern, wozu auch immer das Werben für unsere Ideale mit kraftvoller, argumentativer Überzeugung gehört.

Nehmen wir mal Udo Lindenberg. Wie sieht Ihre Freundschaft zu ihm aus?

Ich bin stolzer Bürger von Udos „Bunter Republik Deutschland“. Seine Idee von einer toleranten, offenen Gesellschaft hat mich ermuntert, Deutscher zu werden. Wir kennen uns schon sehr lange. Udo ist ein Leuchtturm. Er feierte seinen 70. Geburtstag im kleinsten Kreis. Ich war auch dabei. Wenn ich in Hamburg bin, besuche ich ihn. Wenn er in München ist, besucht er

mich. Wir halten Kontakt, schicken uns hin und wieder SMS, E-Mails und telefonieren mal miteinander. Haben einen wertvollen intellektuellen Austausch unter Musikern. Udo kennt auch die Soirées in meinem Haus.

Es heißt, da gehe es ziemlich ausgelassen zu.

Ein großes Magazin hat mal darüber geschrieben, da gebe es die heftigste Einladungsliste der Republik. In jedem Fall ist es ein geschützter Raum, in dem man völlig frei auch kontroverse Ansichten zu Kunst, Politik, dem Leben äußern kann. Mit Neugier auf das Andere, manchmal sogar auf das Halbfertige, weil noch nicht zu Ende Gedachte. Keiner macht Fotos, keiner erzählt, wer da war. Angefangen habe ich das vor vielleicht 20 Jahren mit Helmut Markwort, auch Dr. Edmund Stoiber ist ein Mann der ersten Stunde. Wir machen auch Lesungen, jede mit einem Oberthema, zum Beispiel Hegelsche Dialektik, Immanuel Kants Generationengerechtigkeit, oder Goethes und Schillers Korrespondenz. Das ist eine Zusammenkunft von uns Künstlern mit Meinungsbildnern sowie Entscheidungsträgern aus Politik, Medien und Wirtschaft. Aber das Wichtigste ist, dass wir da auch musizieren. Meistens ist einer der berühmten Musiker da, mit denen ich gerade im Studio arbeite, und dann spielen wir zu Hause vor dem Kamin. Musik ist immer das verbindende Element. „Music is the Greatest Unifier“, so hieß in der Pandemie auch unser Online-Konzert.

Sie werden doch mit Stoiber keinen Hegel-Abend machen? Aber selbstverständlich. Mit Helmut Markwort sowieso.

Und trinken darf man auch dabei?

Ja, aber auch ein Ministerpräsident oder ein Vorstandsvorsitzender oder ein Weltstar holt sich sein Bier selbst am Kühlschrank. Da gibt es kein Catering, sondern ich koche selbst, natürlich habe ich da Hilfe, weil es werden dann doch schon mal 80 Leute.

Auch den ehemaligen VW-Chef Herbert Diess bezeichnen Sie als Freund. Was heißt das in seinem Fall? Mit ihm habe ich einen intensiven intellektuellen Austausch. Bei ihm zu Hause, bei mir zu Hause, unterwegs.

Wie oft sehen Sie sich?

Vielleicht sieben-, achtmal im Jahr, manchmal öfter. Wir sind auch mal gemeinsam auf der Wiesn. Mit Herbert war ich zusammen, als er von seinem Ende bei VW erfuhr.

Reden Sie mit Diess dann auch mal darüber, warum VW in Xinjiang produzieren lässt, wo China Muslime unterdrückt? Natürlich! Wir haben da einen durchaus kontroversen Diskurs.

Sie finden also nicht gut, wie VW da handelt?

Schauen Sie sich meinen Lebensweg an – wie könnte ich das gut finden?! Aber ich gehöre nicht zu denen, für die Freundschaft bedeutet, immer einer Meinung zu sein. Reibung entfacht auch neues, konstruktives Feuer. Auch meine Kinder sind zurecht rebellisch.

Ihre jüngere Tochter kämpft für Umwelt- und Klimaschutz, sie hat gegen die Abholzung des Hambacher Forsts demonstriert ...

Sie tritt für eine achtsamere Gesellschaft ein. Da bin ich auch absolut auf einer Linie mit ihr. Ich werfe meiner Generation Totalversagen vor. Sie nimmt zig Milliarden für Waffen in die Hand, statt an die Zukunft unserer Enkel zu denken. Und zum Beispiel gleiche Bildungschancen zu bieten, unabhängig von sozio-ökonomischer und sozio-kultureller Herkunft. Da gehören die Milliarden hin. Wir sollten Sonderschulden bitte auch nicht als Sondervermögen bezeichnen, weil unsere Enkelgeneration all das bezahlen muss, was jetzt auch an Nicht-Bedürftige ausgeschüttet wird.

Was Sie sagen, hört sich nicht unbedingt nach CSU an. Sind Sie umgeschwenkt?

Warum sollte ich leugnen, dass ich zum Beispiel mit Dr. Markus Söder befreundet bin, aber eben auch mit Christian Lindner. Und ich halte Robert Habeck für einen unfassbar spannenden Intellektuellen.

Jetzt wird es doch arg beliebig. Lindner ist ja zum Beispiel nicht der große Klimaschutzkämpfer.

Das hat mit Beliebigkeit nichts zu tun. Zum Beispiel ist ein Teil der politischen Agenda von Christian Lindner absolut generationengerecht: dass wir nicht das Geld unserer Enkel für soziale Wohltaten für meine Generation ausgeben. Und auch mit Dr. Markus Söder kann ich sehr gut über Generationengerechtigkeit diskutieren. Er war schon mehrfach hier, und ich habe ihn als einen neugierigen, interessierten Ministerpräsidenten erlebt, der Rat sucht, wie etwa während der Pandemie Musikern geholfen werden kann.

Zurück zu Ihrer Tochter. Sie ist im Hambacher Forst vom Baum gestürzt.

Sie hatte dort 2018 einen schrecklichen Unfall, der glücklicherweise gut ausging. Bei der widerrechtlichen Räumung des Protestcamps ist sie aus sechs Metern abgestürzt. Ich bin sofort hingeflogen und zu ihr ins Krankenhaus – und wer war an dem Tag alles auf meiner Mailbox, um sich nach ihrem Zustand zu erkundigen? Herbert Diess, Regine Sixt, Helmut Markwort, Giovanni di Lorenzo.

Armin Laschet war seinerzeit der zuständige Ministerpräsident. Haben Sie von ihm auch etwas gehört – immerhin hat man Sie drei Jahre später in seiner Entourage beim TV-Triell um die Kanzlerschaft gesehen.

Auch Armin Laschet hat mich nach dem Unfall sofort angerufen und meiner Tochter danach einen Brief geschrieben und versprochen, er bürge dafür, dass kein einziger Baum mehr gefällt wird. Und? Es ist auch kein einziger Baum mehr gefällt worden. Was die Sache mit dem Triell betrifft: Das ist völlig falsch wiedergegeben worden. Ich wollte mir die Debatte mal hinter den Kulissen anschauen. Aber ich habe zu keinem Team gehört, sondern bin ein neugieriger Mensch, der einfach nur wissen wollte, wie die wirkliche Wahrheit aussieht. Ich habe an dem Abend auch bei Annalena Baerbock gestanden und bei Olaf Scholz. Als alles vorbei war, sagte dann Armin Laschet, den ich bei der Verleihung eines Preises an mich als Laudator kennengelernt hatte: „Komm, wir trinken noch ein Bier im Adenauer-Haus.“ Wir sind dann vom Fernsehstudio in einem Bus dahin gefahren, Laschet, Bernhard Vogel, Volker Bouffier und ich. Auf der Fahrt hätten Sie als politischer Journalist Mäuschen sein müssen – hochinteressant, sehr aufrichtig, zum Teil auch erschütternd, weil sehr ehrlich. Als wir aus dem Bus ausstiegen sind, überraschte uns ein Haufen organisierter Laschet-Fans ... Von dieser peinlichen Situation hat die CDU leider ein Video gepostet – und ich galt plötzlich zu Unrecht als Teil der Laschet-Jubeltruppe. So ist halt unsere schnelllebige, von sozialen Medien geprägte, zu oft fehlerhafte Wahrnehmung.

Sie haben zweimal den Wahlkampfsong für Merkel geschrieben. Geziemt sich das für einen so ambitionierten Künstler wie Sie?

Bei allem, was ich tue, müssen Sie bedenken, dass ich 1975 ein illegaler Einwanderer und asylsuchender Flüchtling war, der ohne ein Wort Deutsch zu können hierhergekommen ist und erst dann mit „SZ“ und F.A.Z. die Sprache gelernt hat, indem ich beide Tageszeitungen, die damals noch völlig unterschiedliche Meinungen und Haltungen vertraten, aber die Fakten identisch wiedergaben, mit einem Wörterbuch gegenlesen habe. Sie als hier Geborener müssen das nicht verstehen, aber für mich ist es eine Ehre, wenn mich in dem Land, das zu meiner Heimat geworden ist, die Bundeskanzlerin fragt, ob ich ihr behilflich sein kann.

Die Toten Hosen fanden es schrecklich, als 2013 ihr Lied „Tage wie diese“ im Adenauer-Haus gespielt wurde, um den Wahlsieg zu feiern. Verstehen Sie die Band?

Vollkommen. Das ging gar nicht, das Lied zu spielen, ohne sie zu fragen. An dem Wahlabend ist sowieso einiges schiefgelaufen. Ich war ja dabei, stand neben der Bühne. Da schwenkte ein kleiner Junge, der auf den Schultern eines Wahlhelfers gesessen hat, eine Deutschlandfahne und übergab sie dann Hermann Gröhe, damals Generalsekretär. Als Frau Dr. Merkel, die ich wie gesagt sehr schätze, sah, dass Hermann Gröhe die Deutschlandfahne schwenkte, riss sie ihm die sofort aus der Hand. Da hätte man für mein Gefühl nachsichtiger sein können. Generell sollten wir nachsichtiger miteinander sein.

Sie haben für Firmen wie Audi oder VW gearbeitet, etwa als Sounddesigner für E-Autos oder als künstlerischer Leiter von Neuwagenpräsentationen. Wie passt das mit der vorher geübten Systemkritik zusammen?

Natürlich bin ich Teil des Systems, ich weiß, wie es funktioniert – gerade deshalb habe ich die Informationen, um Kritik konstruktiv anzubringen, wie mit unserem aktuellen Album „Utopia for Realists“. Im Übrigen bin ich Arbeitgeber. Bei mir arbeiten viele Musiker, mein Studio ist einer der letzten Zufluchtsorte für junge Künstler. Für die alle trage ich auch eine soziale Verantwortung.

Jetzt haben wir viel über Politik gesprochen, nun wollen wir noch zur Musik kommen.

Endlich! Sie sind doch auch Kulturjournalist, oder? Dann würde ich Ihnen ein Versprechen abnehmen wollen: Hören Sie einfach eine Stunde mein letztes Album „Living in the Gap + Hungarian Pictures“ und lesen Sie gerne den Text zum Beispiel vom Song „Utopia for Realists“, der ist knallhart politisch. Das gesamte Album. Es geht ums Klima, um die Verwerfungen, die Social Media mit sich bringt, um Cancel Culture. Auch der Casino-Kapitalismus und MeToo haben einen Song abgekliegt. Es geht um die Frage, drehen wir unsere Segel, oder drehen wir den Wind? – „Turn the Wind“.

In Deutschland sind Sie noch immer vielen ein Begriff als Mitglied der Gruppe Dschinghis Khan. Die hat 1979 beim Grand Prix Eurovision de la Chanson einen sehr guten vierten Platz belegt und war auch sonst sehr erfolgreich. Wie kam es dazu?



Mit Markus Söder (CSU): Mandoki ist mit vielen Politikern gut bekannt.

Ich lebte damals in München. Klaus Doldinger, der großartige Jazzmusiker und Filmkomponist, hatte mich dort in die Musikszene eingeführt. Ich wollte den britischen Progressive Rock, Jethro Tull und Emerson, Lake & Palmer, mit dem amerikanischen Fusion Jazz verschmelzen. Prog Rock war textlich und wegen der Komplexität der Arrangements wunderbar, aber mir fehlte der brillante Solist, Musiker wie Al Di Meola oder Randy Brecker. In München habe ich als Studio-drummer gearbeitet. Demos zu machen war damals sehr teuer, aber ich habe gutes Geld verdient und zwei Songs aufgenommen. Damit bewarb ich mich bei einem neu gegründeten Rocklabel namens „Mustang“ bei Jupiter Records von Ralph Siegel, der von Rock keine Ahnung hatte. Beim Grand Prix Eurovision de la Chanson hatte Siegel ein Demo eingereicht, aber die dazugehörige Gruppe Dschinghis Khan gab es noch gar nicht. Der Song wurde von der Fachjury zunächst nicht genommen. Aber dann wurde jemand anderer disqualifiziert – und so kam Dschinghis Khan rein. Innerhalb von zwei Wochen musste nun eine Gruppe zusammengestellt werden. Der Typ, der für Siegel das Rocklabel leitete, sagte zu ihm, ich habe hier einen, mit dem ich gerade einen Vertrag mache, einen Prog Rocker, der wird wahrscheinlich nicht wollen, aber der ist Asylant, Ungar, spricht noch nicht gut deutsch.

Das Engagement war Ihnen peinlich.

Heute kann ich entspannt darüber reden. Aber damals war es schwierig. Ich mochte diese Schlagerwelt nicht: zu viel Form, zu wenig Inhalt. Und die Musikindustrie

hat jemand, der in dieser Szene unterwegs war und noch dazu erfolgreich, als Schlager-Fuzzi gebrandmarkt. Ich musste danach ein zweites Mal emigrieren, nach Amerika. Da war mein anderer Mentor neben Klaus Doldinger, Monti Lüftner, der Türöffner für mich.

Warum haben Sie sich für eine vergleichsweise verkopfte, komplexe Musikrichtung entschieden und nicht etwa für Punk oder rotzigen Rock?

Das hat seine Ursprünge in Ungarn. Werktags habe ich dort Musik auf dem Konservatorium studiert und abends in den großen Universitätsclubs teilweise total illegal gespielt. Am Wochenende spielten wir auf dem Land, in Kulturhäusern, dort haben wir genau die rotzige Musik gespielt, von der Sie gesprochen haben. Die war dort sehr populär, aber wir in unserer akademischen Prägung haben sie als primitiv empfunden, weil sie keine musikalische Herausforderung war.

Seit 30 Jahren haben Sie das Bandprojekt Mandoki Soulmates, mit dem Sie regelmäßig große Namen wie Al Di Meola, Ian Anderson, Steve Lukather, Greg Lake oder Jack Bruce auf die Bühne bringen und gebracht haben. Spötter sagen, viele, die mit Ihnen spielen, seien über den Zenit ihrer Karriere hinaus. Ist da was dran?

Wenn alle Soulmates ihre Grammys auf den Tisch legen, sind das zusammen wohl 35. Unser jüngstes Bandmitglied ist Cory Henry, mit ihm feierten wir bei unserem Konzert im Pariser L'Olympia backstage seinen 30. Geburtstag. Auch er hat schon drei Grammys. All die großartigen Künstler sind Ikonen des British Prog Rock oder des amerikanischen Fusion Jazz. Die Vision, beides zu verbinden, treibt uns auch bei unserem neuen, im Herbst erscheinenden Album an, mit dem wir dann von September an auf Tour gehen werden mit den deutschen Stationen Hamburg, Berlin, München.

Wie kommen Sie an die Leute ran?

Um mal ein Beispiel zu nennen: In den vergangenen Jahren sind drei unserer Bassisten, Jack Bruce, Greg Lake und Victor Bailey, gestorben, und Anthony Jackson ist gesundheitlich angeschlagen. Die amerikanische Szene nimmt das sehr wohl zur Kenntnis. Da rief mich also Quincy Jones an, der Produzent von Michael Jackson, und sagte mir: „Du, Leslie, ich habe hier einen Wahnsinnsbassisten, check out, he is the right guy for you.“ Es war Richard Bona. Wir Musikmacher halten zusammen.

Im vergangenen Jahr hat sich Taylor Hawkins von den Foo Fighters umgebracht. Manche sagen, er sei der beste Schlagzeuger der Welt gewesen. Was meinen Sie als Drummer? Er war grandios. Aber so eine Einschätzung ist trotzdem sinnlos. Einer meiner Soulmates, Randy Brecker, wird oft als der beste Trompeter der Welt bezeichnet. Natürlich ist auch er grandios. Aber wir sind keine Sportler, die im Wettbewerb stehen. Am ehesten gebe ich etwas drauf, was Kollegen über einen sagen. Mike Stern, der von anderen großen Gitarristen als der beste Gitarrist der Welt bezeichnet wird, sagt, der Leslie ist ein Monsterdrummer. Ich weiß zum Beispiel, dass der Peter Maffay, mein Nachbar und Lebensfreund, ein Mördergitarrist ist. Das ist vielleicht eher Insiderwissen, denn er wird vom Publikum hauptsächlich als Sänger wahrgenommen.

Ich habe einen Profischlagzeuger gefragt, wie er Ihr Schlagzeugspiel einordnen würde, er sagte: Viel Tamtam auf der Bühne, aber das eigentliche Schlagzeug spiele im Hintergrund ein anderer.

Wenn meine Soulmates-Kollegen mich als „Band-leader“ bezeichnen, beschreibt das auch ein wenig die Kombination meiner verschiedenen Rollen. Die des Songschreibers, des Produzenten und Sängers, Drummers und Perkussionisten. Um all das, was wir im Studio aufnehmen, auch live abbilden zu können, haben wir die Idee meines Freundes Phil Collins übernommen, die Drums- und Percussion-Parts aufzuteilen und auf der Bühne so zweit zu spielen. Was meine eigenen Fähigkeiten angeht, das sollten die Soulmates und unser Publikum beurteilen. Und einen sogenannten Profischlagzeugerkollegen kann ich total verstehen. Neid war immer eine der Triebfedern unserer Branche. Die „Süddeutsche“ schrieb mal in einer Kritik über mich als den, „der mit den Göttern spielt“, das war Anerkennung, und das empfinde ich tatsächlich als ehrenvolles Privileg.

Büro im Feuilleton
Journalisten lieben steile Thesen. Ein Ressortleiter vertrat einst die Meinung: Wessen Schreibfisch penibel aufgeräumt sei, der könne kein origineller Autor sein. In den Einzelbüros hätten sich Studien zum Zusammenhang von Ordnungsliebe und Kreativität machen lassen. Dieses Büro eines Feuilleton-Redakteurs zeugt von einer Tendenz zur kreativen Unordnung. Hier saß, das sei verraten, ein sehr guter Autor.

Adieu, Hellerhofstraße!

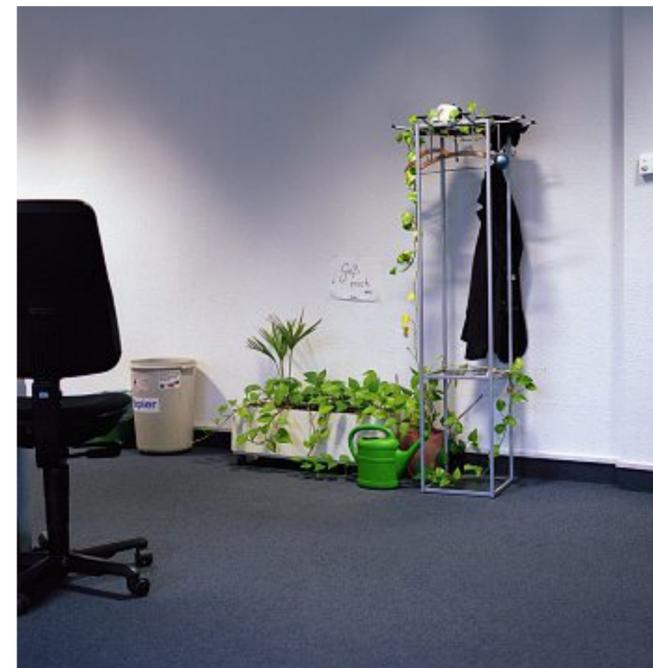
Die F.A.Z. ist ins Europaviertel umgezogen. Das alte Haus im Frankfurter Gallusviertel weicht einer neuen Bebauung. Ein letzter Blick zurück auf eine erfüllte Zeit in schmuckloser Schönheit.

Von Matthias Alexander
Fotos Ben Kuhlmann

Gang zum Archiv
Das unerschöpfliche Archiv der Zeitung war passenderweise in einem verwinkelten Altbau untergebracht, ein gläserner Gang verband es mit dem 1988 fertiggestellten Redaktionsgebäude. Wer ihn zum ersten Mal betrat, konnte sich erschrecken, wenn knapp über Kopfhöhe eine graue Kiste vorbeisauste. Sie gehörte zu der Förderanlage, mit der die gelben Zeitungsausschnittmappen an der einen Schiene zu ihren Bestellern schwebten und an der anderen wieder zurück. Dieser analoge Informationskreislauf wurde eingestellt, als das Archiv weitgehend digitalisiert war und von jedem Arbeitsplatz aus genutzt werden konnte. War später doch einmal eine Mappe gefragt, schien das die Kollegen im Archiv besonders zu freuen – und sie brachten sie nicht selten persönlich vorbei.



Fotostudio mit Hintergrund
Vor einem Jahr entstand hier für das Magazin noch eine letzte Modestrecke; das Model Sandra Klewinghaus, in Schwarz-Weiß fotografiert von Frank Röth, präsentierte Mode jenseits der Geschlechterrollen. Im Fotostudio der Zeitung, gleich neben dem Archiv, entstanden auch die Porträtfotos der Redakteure für das „Blaue Buch“, mit dem sich die Leser ein Bild von den Menschen hinter der Zeitung machen konnten. Für Produktfotografie standen Hintergrundkartons in vielen Farben bereit. Zum krönenden Abschluss wurde hier im Sommer der von der Eintracht gewonnene Europapokal in Szene gesetzt.



Stilleben mit Pflanze
Zum Redaktionsgebäude gehörte ein aufwendig angelegter Garten im Innenhof. Wohl aus statischen Gründen – er befand sich auf dem Dach der Garage – war das Betreten verboten. Die Vorstellung des Architekten, die zum Hof gelegene Südfassade zu begrünen, mit der er seiner Zeit weit voraus war, erfüllte sich nicht; die Rankhilfen blieben kahl. Auch im Inneren des Gebäudes ging es nicht gerade grün zu. Die Topfpflanze im Newsroom der Online-Redaktion war fast schon ein Biotop.



Fotoarchiv Barbara Klemm
Ordnung ist das halbe Leben, das gilt insbesondere für Fotografen. Bilder aus vor digitaler Zeit, die nicht nach einem klaren System abgelegt werden, sind faktisch verloren. Ein großer Schatz im Fotoarchiv der F.A.Z. sind die Aufnahmen von Barbara Klemm, die ausschließlich analog und in Schwarz-Weiß fotografiert. In mehr als 400 blauen Schachteln werden jeweils 20 oder mehr großformatige Abzüge ihrer Fotografien aufbewahrt, auch Negative und Kontaktstreifen sind nach einem ausgeklügelten System in Schubladen sortiert. So ist es auch nach dem Umzug ins Europaviertel geblieben.

Konferenzraum Wirtschaft

Die Corona-Pandemie hat auch in der F.A.Z. für veränderte Kommunikationsformen gesorgt, die von einem Tag auf den anderen ziemlich gut funktionierten. In den Video-Konferenzen konnten sich nicht nur die Kollegen im Home-office zuschalten, sondern endlich auch die Korrespondenten. Um ihnen Präsenz zu verschaffen, hielten bald große Bildschirme auf Fahrgestellen Einzug in die gediegen möblierten Besprechungsräume. Das hat bei allen Vorteilen einen gravierenden Nachteil: Wo ein Bildschirm leuchtet, zieht er alle Blicke auf sich, das Gespräch der physisch Anwesenden untereinander leidet darunter.



Durchblick in die Lobby

Die Baugeschichte der Moderne ist voller Gestaltungselemente, die dem elegant-dynamischen Erscheinungsbild der Ozeandampfer entlehnt waren. Hans Scharoun etwa, in Bremerhaven aufgewachsen, ließ sich von maritimen Formen inspirieren. Anklänge fanden sich auch in der Lobby des Redaktionsgebäudes – in Form eines (nicht verglasten) Bullauges im zweiten Stock und der reling-artigen weißen Geländer mit hölzernem Handlauf, von denen aus man auf das Treiben am Empfang schaute, als handele es sich um den Kai eines Hafens.

Leninbüste im Herausgeberbüro

Die Hoffnung auf die Wiedervereinigung wachzuhalten blieb Auftrag der Zeitung für Deutschland, als andere sich mit der Teilung längst arrangiert hatten. Von der glücklichen weltpolitischen Wendung, mit der dieser Auftrag erfüllt war, zeugte eine Ecke im Büro von Herausgeber Berthold Kohler. Die vom Sockel geholte Lenin-Büste wurde ihm in seiner Prager Korrespondentzeit zur Erinnerung an die „Samtene Revolution“ geschenkt, als Zeichen des Triumphs der Freiheit über die Diktatur. Darüber hing Barbara Klemms berühmtes Foto von der Öffnung des Brandenburger Tors im Dezember 1989. Im Gegenlicht ist über den Umrissen der Menschenmenge ein einzelnes Spruchband zu erkennen. Darauf steht: „Deutschland einig Vaterland“.



Einsamer Arbeitsplatz

Die Nachrichtenredaktion war in einem großen Raum mit geschwungener Glasfront untergebracht. Hier schlug das Herz der Zeitung, hier lernten Volontäre und Jungredakteure, unter Zeitdruck Seiten zu planen, zu schreiben und zu redigieren. Da konnte es helfen, sich hinter Bildschirmen zu verschanzten. Und wenn die Arbeit mit dem Andruck fürs Erste erledigt war, traf sich die politische Redaktion bevorzugt hier zum Umtrunk, der sogenannten Molle. Anlässe fanden sich genügend.

Aufzüge mit Fernblick

Die Angst vor dem Steckenbleiben fuhr in den beiden Aufzügen, mit denen man aus der Lobby in die einzelnen Redaktionsetagen gelangte, immer mit. Sie knarzten und ruckelten, und manchmal trafen sie das Bodenniveau der angesteuerten Etage nicht genau. Ziemlich häufig waren sie gesperrt, bis Monteure sie wieder zum Laufen brachten. Womöglich lag die Reparaturanfälligkeit an der eigenwilligen Form: Von einer gläsernen Kanzel in Form eines Dreiviertelkreises fiel der Blick zunächst auf den Empfang, dann auf das Verlagsgebäude und schließlich mit Erreichen des fünften Stocks auf die Skyline in der Innenstadt.



Konferenzraum Pagode

Helmut Kohl war hier und auch Angela Merkel. Sie waren Gäste der Großen Konferenz, zu der alle zwei Wochen die gesamte Redaktion zusammenkam, um über Fragen von allgemeinem Interesse zu sprechen. Dafür gab es einen eigenen Raum: die Pagode. Tatsächlich handelte es sich um einen verglasten quadratischen Pavillon mit flachem Pyramidendach, der vom postmodernen Geschmack der Achtzigerjahre kündete.

Sitzgarnitur auf dem Flur

Stilbewusst war sie schon, aber Behaglichkeit strahlte die Sitzgruppe auf dem Flur des Feuilletons nicht aus. Redakteure ließen sich auf den vier Exemplaren des Clubsessels B3, der im Jahr 1925 von Marcel Breuer entworfen wurde und besser bekannt ist als „Wassily Chair“, nur sehr selten nieder. Wer dort saß, hatte in aller Regel einen Termin beim Herausgeber, dessen Büro schräg gegenüber lag.



Raucherecke draußen

„Hans-Wolfgang“ nannten die verbliebenen Raucher die Plastik vor dem Redaktionsgebäude. Unter einer Arkade an der Ecke von Frankenallee und Hellerhofstraße halbwegs wettergeschützt, trafen sie sich bei den beiden stählernen Zeitungslesern, seit im Haus das Rauchen verboten war. Der Spitzname war eine Reverenz an Hans-Wolfgang Pfeifer, den legendären Geschäftsführer der F.A.Z., in der Redaktion auch deshalb hochgeachtet, weil er sich in der Intensität der Zeitungslektüre von niemanden übertreffen ließ. Offiziell trug das Werk des Künstlers Jochen Geißler den Titel „Neuigkeiten“.

// „Der verglaste quadratische Konferenzraum mit flachem Pyramidendach, Pagode genannt, kündete vom postmodernen Geschmack der Achtziger.“ //



Brennende Leidenschaft

Von Jasmin Jouhar, Fotos Frank Röth

Ruhige Hand: Doreen Klemm malt in der Manufaktur Reichenbach präzise Ringe auf die Porzellanobjekte (links). Die Berlinerin Stefanie Hering (rechts) lässt ihr Geschirr seit vielen Jahren in der Werkstatt in Thüringen produzieren.



Designerin, Handwerkerin, Unternehmerin, Gastgeberin: Seit 30 Jahren macht Stefanie Hering Porzellan. Ein Besuch in der Manufaktur von Hering Berlin in Thüringen.

U

Um zum Allerheiligsten von Hering Berlin zu gelangen, muss man die Werkshalle einmal ganz durchqueren. Vorbei an der Gießerei, vorbei an den Öfen, vorbei an den Tauchbecken mit den Glasuren und vorbei an zahlreichen Wagen voller Schalen, Teller, Tassen, Becher. Hinter einer schweren Tür betritt man einen kleinen Raum mit großem Fenster, vollgestellt mit Regalen bis unter die Decke, darauf noch mehr Schalen, Teller, Tassen, Becher. Der Tisch, der Bürostuhl, die Leuchte, alles ist überzogen mit feinem weißen Staub.

Hier arbeitet Doreen Klemm, die sicherste Hand der ganzen Porzellanmanufaktur. Hier hat sie ihre Ruhe, abgeschirmt vom Lärm der Maschinen in der Werkshalle. Hier kann sie sich auf die Aufgaben konzentrieren, die keiner so beherrscht wie sie. Porzellanobjekte versteht sie mit feinen Ringen aus orangefarbenem Schellack. Mit der linken Hand bringt sie dabei einen Teller auf einer drehbaren Platte in Schwung. Mit der rechten Hand hält sie den Pinsel auf den Teller, malt unfassbar präzise Ringe, ohne ein Hilfsmittel. Schellack ist wasserfest, wenn er getrocknet ist. Wischt Klemm mit einem feuchten Schwamm die noch ungebrannte Porzellanmasse aus den Zwischenräumen der Ringe, ergibt sich ein Relief aus Rillen – erhaben, wo sie den Schellack aufgetragen hat, vertieft, wo sie das unbehandelte Porzellan ausgewaschen hat. Handwerk, ausgeführt mit kaum fassbarer Perfektion. Danach wandern die Stücke in den Ofen zum ersten Brand, dem Glühbrand, bei rund 1000 Grad. Der

Schellack verbrennt, und die weiße Oberfläche mit dem feinen Streifenrelief tritt hervor.

„Doreen ist meine rechte Hand“, sagt Stefanie Hering. „Sie setzt um, was ich mir ausdenke.“ Schon seit 21 Jahren arbeitet die ausgebildete Porzellanmalerin Doreen Klemm für Stefanie Herings Marke Hering Berlin. Klemms Arbeitsplatz hinter der schweren Tür ist allerdings gut zwei Autostunden entfernt von der Hauptstadt. Denn produzieren lässt die Berlinerin Hering ihr Porzellan in Thüringen, im kleinen Ort Reichenbach direkt an der Autobahn 9.

Dort existiert seit dem Jahr 1900 die Porzellanmanufaktur Reichenbach: ein Familienbetrieb, ein paar alte Fabrikgebäude aus Backstein und zwei moderne Industriehallen am Rand des Orts, fast schon im Grünen. Vor dem Fenster der Gießerei weiden Schafe. Thüringen ist eine traditionsreiche Keramikregion, Kahla mit der gleichnamigen Manufaktur ist nicht weit entfernt.

Etwa einmal im Monat setzt sich Stefanie Hering ins Auto und fährt nach Reichenbach. Telefoniert wird aber täglich, wie sie sagt. Beim Rundgang durch die Produktion bleibt Hering, hellblonde kurze Haare, blaue Bluse, schwarze Hose, weiße Turnschuhe, überall mal stehen, spricht mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Irgendetwas zu klären gibt es immer. Unter dem Arm hat sie ein schwarzes Objekt aus Plastik, einen 3D-gedruckten Prototyp für ein neues Produkt. Zwischendurch verschwindet sie damit in der Werkstatt des Modellers. Lässt sich der neue

Entwurf so umsetzen? Oder muss das Stück noch einmal überarbeitet werden? Als Stefanie Hering zurückkommt, lächelt sie: Er hat sein Okay gegeben. Weiter geht es in die Versandabteilung, auch hier gibt es einiges zu besprechen, auch hier reiht sich Regal an Regal voll mit Porzellanobjekten. Manche sind reinweiß, haben Löcher oder eben Rillen, andere sind mit goldenen Dekoren versehen. Daneben Stücke mit blauen oder schwarzen Tierzeichnungen, ausladende Schalen und schlank aufragende Karaffen. Zwei Mitarbeiterinnen falten Versandkartons und verpacken die Teile. Auf dem großen Arbeitstisch liegen ausgedruckt die Bestellungen. Hering Porzellan geht in die ganze Welt, nach Kroatien genauso wie nach Taiwan, in die USA wie in die Schweiz.

Angefangen hat alles vor 30 Jahren, in einer Werkstatt in Prenzlauer Berg. Die Keramikmeisterin und studierte Porzellangestalterin Stefanie Hering machte sich 1992 selbstständig – und gleich mit großen Ambitionen: „Mir war klar, ich will meine Produkte nicht auf einem Töpfermarkt verkaufen.“ Statt auf dem Markt zeigte sie ihre Entwürfe auf internationalen Messen in New York, Tokio, Frankfurt. „Ich wollte sehen, was die Welt davon hält.“ Und die Welt war begeistert: Unternehmen aus der Porzellanindustrie luden sie zur Zusammenarbeit ein, das Deutsche Historische Museum in Berlin kaufte die Abschlussarbeit ihres Designstudiums an.

Von Anfang an setzte sie auf eine persönliche Sprache. „Ich wollte Formen entwickeln, die für

sich stehen können und eine Beständigkeit haben“, sagt Hering. Ebenso wichtig: die Eigenschaften des Materials. „Porzellan heißt ja auch das weiße Gold, das wollte ich zeigen.“ Deshalb arbeitet sie mit sogenanntem Biskuitporzellan, dessen besonders feine und matte Oberfläche nicht unter einer Glasur verschwindet. Stefanie Hering lässt es in der Produktion aufwendig von Hand schleifen, um die Textur noch zu verfeinern.

Eine der Hering-Kollektionen heißt Velvet, und tatsächlich fühlen sich Teller und Schälchen samtig-weich an. Die Innenseiten der Schälchen und die Anrichteflächen der Teller werden allerdings weiß glasiert. Das ergibt einen schönen Kontrast zwischen matt und glänzend und ist zudem praktischer im Alltag: Auf einer unglasierten Biskuitoberfläche würden Messer und Gabel ziemlich unangenehme Geräusche verursachen.

Aber auch wenn sie mit ihren ersten Entwürfen schnell Erfolg hatte – das Geschäft mit dem Porzellan ist nicht einfach. Die Globalisierung erfasste die Keramikindustrie in den Neunzigerjahren, billige Ware aus Fernost brachte viele europäische Unternehmen in Schwierigkeiten. Alte Manufakturen mussten schließen. Doch Hering bleibt ihrem Weg treu, macht „kompromisslos nur das, was ich für richtig halte“. Teils alleine, teils mit Ko-Geschäftsführern. Sie hatte durchaus zu kämpfen, denn Hering Berlin musste sich rechnen, von Anfang an. „Ich habe keine vermögenden Eltern, die gesagt hätten, wir finanzieren den Spaß.“

Als Stefanie Hering Ende der Neunziger überlegte, das Unternehmen zu verkleinern, sich ganz aufs Entwerfen zu konzentrieren, bekam sie prompt mehrere größere Aufträge. Die Werkstatt in Prenzlauer Berg mit den sieben, acht Mitarbeitern war dafür zu klein, die Brennkapazitäten reichten nicht aus. Über eine Ausschreibung kam sie 1999 mit der Manufaktur Reichenbach ins Gespräch, die neben eigenen Kollektionen in Lohnfertigung auch für andere Auftraggeber produzierte. Man verstand sich gleich, die Verantwortlichen nahmen die Herausforderung an, die komplizierten Hering-Produkte in größerer Zahl herzustellen.

„Bei uns dauert die Vorbereitung eines Stücks für den Ofen dreimal so lange wie normalerweise“, sagt Hering. Weil man für Biskuitporzellan zudem eine sehr reine Masse braucht – so heißt der Grundstoff aus Kaolin, Feldspat und Quarz –, stellte Reichenbach sogar die Produktion um. Die Rohmasse wird seitdem besonders gründlich gefiltert, damit keine Verunreinigung das weiße, unglasierte Biskuit trübt. Auch die Abfolge der Arbeitsschritte in der Manufaktur musste für Hering verändert werden: Eigentlich wird erst das zweimal gebrannte glasierte Porzellan weiter dekoriert, etwa bemalt. Bei Hering Berlin jedoch gibt es Dekore auf unglasiertem Biskuit.

Die Zusammenarbeit hat sich über die Jahre bewährt, auf dem Firmengelände in Reichenbach gibt es mittlerweile einen eigenen Werksverkauf und ein Lager für den Onlineshop. Neben Doreen Klemm beschäftigt Hering zwei weitere Angestellte in der Manufaktur in Thüringen. Der Rest des Hering-Teams arbeitet in Berlin, insgesamt sind es 15 Personen, vier von ihnen in der Designabteilung. „Keine Gestaltung wäre Stillstand“, antwortet Hering auf die Frage, wie viel Zeit ihr selbst überhaupt noch zum Entwerfen bleibe. Neben Porzellanobjekten und -geschirr entwickelt Stefanie Hering mit ihren Mitarbeitern auch Glasobjekte und Leuchten.

Nach verschiedenen Stationen in der Stadt, von Prenzlauer Berg über Wannsee und Tiergarten, ist Hering Berlin seit dem vergangenen Jahr in Zehlendorf zu finden, in einer denkmalgeschützten Villa im englischen Landhausstil von 1906. In der Bel étage residiert das Unternehmen, darüber wohnt Hering mit ihrer Familie. Das Haus mit Garten war ein Corona-Projekt: Stefanie Hering hat sich selbst um Renovierung und Umbau gekümmert, die beeindruckende Originalsubstanz mit Holzvertäfelungen, alten Fliesen, Beschlägen, Fenstern

und Türen blieb erhalten. Neben Büros und Besprechungsraum gibt es auch eine große Küche, denn die Unternehmerin ist begeisterte Gastgeberin. Wenn sie ihre Kundinnen und Kunden bewirbt, können sie Porzellan und Gläser gleich selbst ausprobieren und ordern umso lieber. Sie lädt auch regelmäßig Köche zum Gastkochen ein.

Gastronomie und Hotellerie zählen zu ihren wichtigsten Kunden – und Impulsgebern. Die Gäste in einigen der bekanntesten und nobelsten Restaurants und Herbergen speisen von Hering-Porzellan. Beispielsweise in Massimo Botturas Drei-Sterne-Restaurant „Osteria Francescana“ in Modena, in Gordon Ramsays „Pétrus“ in London und im „Tantris“ in München. Auch in Schloss Elmau, im Hamburger Luxushotel The Fontenay oder im Hilton auf Bora Bora wird auf dem Geschirr mit dem blauen „h“ serviert. Stefanie Hering gerät ins Schwärmen, wenn sie von der Zusammenarbeit mit Köchen erzählt. Der Austausch ist idealerweise auf Augenhöhe, die Küchenchefs inspirieren sie mit ihren Wünschen zu neuen Produkten. Umgekehrt teilt sie gern ihr Wissen über den gedeckten Tisch, über die Möglichkeiten, mit Tellern, Platten und Schalen ein Essen zu präsentieren, ja zu choreographieren.

Die Pandemie ließ diesen Teil des Geschäfts allerdings vorübergehend zusammenbrechen. Ein geschlossenes Restaurant braucht keinen neuen Plattenteller, Hering Berlin erlebte einen Umsatzeinbruch von 44 Prozent. „Da atmet man schwer und tief durch“, sagt Hering. „Man rechnet und erstellt Businesspläne.“ Geholfen hätten auch staatliche Instrumente wie die Kurzarbeit. Während die Gastronomie vor der Krise rund 50 Prozent des Umsatzes ausgemacht habe, hat sich der Wert jetzt bei 30 Prozent eingependelt. Die restlichen 70 Prozent verteilen sich auf Interieurprojekte und Privatkunden.

Im Moment geht es der Porzellanbranche aber gut. Auch die zeitweise arg gebeutelten großen Marken hätten volle Auftragsbücher, sagt Hering. Allerdings haben sich die durch die Pandemie gestörten Abläufe noch nicht wieder richtig eingespielt. „Wir könnten alle noch effektiver produzieren.“ Und mit Materialmangel und Preiserhöhungen hat sie natürlich zu kämpfen. Die Preise für die mit Gold dekorierten Stücke etwa legen sie jede Woche neu fest, weil der Goldpreis so stark schwankt.

Krisen ist die resolute Stefanie Hering aber durchaus gewohnt – so fielen in der Folge der Finanzkrise 2008 mehrere umsatzstarke Länder komplett aus. Nach dem 11. September 2001 brach einst der gesamte USA-Umsatz weg. Angesichts der drohenden Gas-

knappheit bleibt sie aber optimistisch. „Irgendeine Lösung wird es schon geben.“ Dabei ist die Keramikindustrie ähnlich wie die Glasbranche sehr energieintensiv und auf Gas angewiesen. Noch gebe es keine Öfen, die mit Wasserstoff befeuert werden könnten, sagt Hering. Sollte Gas tatsächlich rationiert werden, müssten sie zusammen mit Reichenbach überlegen, welche Stücke noch in den Öfen gingen. Am Ende wäre das wohl undekoriertere weiße Porzellan – denn jeder Dekor erfordert einen weiteren Brand. „Und wenn sie uns das Gas ganz abdrehen, sterben wir mit vollen Auftragsbüchern“, sagt sie. „Kein schöner Tod!“

Man merkt, sie glaubt nicht recht an dieses schlimmste Szenario. Was vielleicht auch daran liegt, dass sie einen langen Weg hinter sich hat. „Wir machen das seit 30 Jahren. Jetzt begreifen die Menschen wirklich, welchen Wert ein eigentlich so banales Objekt wie ein Teller darstellen kann. Welche Emotionen er auslösen kann.“ Und mit einigem Stolz fügt Stefanie Hering an: „Wir haben uns behauptet.“



In der Werkstatt: Doreen Klemm beim Perforieren des Porzellans (ganz oben), zur Auslieferung bereite Produkte (darunter), im Glattbrandofen gestapelte Objekte und eine Palette mit Poliergold (unten)

„Wir machen das seit 30 Jahren. Jetzt begreifen die Menschen wirklich, welchen Wert ein eigentlich so banales Objekt wie ein Teller darstellen kann. Welche Emotionen er auslösen kann.“ //



Ein Muss in El Nido sind die Inselftouren, die sich über die Unterkunft oder direkt am Hafen buchen lassen. Ein Tagesausflug mit Stopp an Lagunen, Stränden und kleinen Inseln kostet umgerechnet etwa 30 Euro. El Nido gilt als Traumziel in Südostasien, was auch am glasklaren Wasser und den gut erhaltenen Korallenriffen liegt. Beim Schnorcheln lassen sich Clownfische in Anemonen, Schildkröten und sogar Haie beobachten. Wer in der Regensaison anreist, muss sich nach Wind und Wetter richten: Die Boote halten dem unruhigen Meer nicht stand.



Auf den Philippinen wachsen viele Früchte, die so in Deutschland nicht zu finden sind. Mangos etwa, die Nationalfrüchte der Philippinen, sind berühmt für ihren süßen Geschmack und nicht mit den importierten Exemplaren im Supermarkt zu vergleichen. Ähnlich schmackhaft ist die philippinische Ananas. Aus der Pflanze wird auch der Stoff „piña“ gewebt – eine Handwerkskunst, die von der UNESCO auf die Liste des immateriellen Weltkulturerbes gesetzt wurde.

Grüße aus El Nido

Von Johanna Christner

Die kleine Hafenstadt auf Nord-Palawan ist der ideale Ausgangspunkt für Ausflüge auf andere westphilippinische Inseln.

Die „Big Lagoon“ ist am einfachsten auf einer Inselftour zu erreichen. Die Boote nähern sich der Lagune so weit wie erlaubt, dann kann man sich für ungefähr sechs Euro ein Kajak mieten. Die Natur rund um die von dunklen Kalksteinklippen umgebene Lagune mit ihrem türkisfarbenen Wasser ist so schön, dass einem das Paddel vor Staunen manchmal fast aus der Hand rutscht.



Abseits der Millionenstädte trifft man schnell auf ein Carabao. Es ist ausdauernd, fleißig und stark – und daher ein philippinisches Nationaltier. Der Wasserbüffel ist wichtig als Arbeitstier in der Landwirtschaft, wo er vor Pflüge oder Karren gespannt wird und die Reisernnte vom Feld zum Markt trägt. Pausen unter Palmen müssen aber natürlich auch mal sein.



Essen spielt auf den Philippinen eine große (und manchmal schwere) Rolle. Häufig gibt es sehr fettige, frittierte Gerichte, ein Überbleibsel der amerikanischen Kolonialzeit. Viel besser schmeckt frisch zubereiteter Fisch – schließlich besteht der Staat aus 7641 Inseln. Nicht fehlen darf Pancit, ein Nudelgericht, das oft bei feierlichen Anlässen aufgetischt wird.

Wenn Europäer lange in Asien sind, kommen viele irgendwann an den Punkt, an dem sie Reisgerichte nicht mehr sehen können. Gut also, dass ein Italiener in El Nido einen Zweitwohnsitz und ein Restaurant aufgebaut hat. Bei „Bella Vita“ wird nur Italienisches serviert: knusprige Pizza, authentische Pasta! Und das mit Blick auf Strand und Meer.



Ein schöner Ausflug zu Lande ist die Wanderung zu den Nagkalitkalit-Wasserfällen. Dabei muss man sage und schreibe sieben Flüsse durchqueren. In der Regensaison kann man da nur Fehler machen, was die Schuhwahl betrifft: Wanderschuhe eignen sich wegen des Wassers so wenig wie Badeschlappen, mit denen man auf dem matschigen Boden ausrutscht. Der Anblick des Wasserfalls ist die Tortur aber allemal wert. Und darunter schwimmen kann man auch.

Mit dem Herz gegen die Wand

Von Kim Maurus, Fotos Domenic Driessen



MadC ist eine der bekanntesten Künstlerinnen in der von Männern dominierten Welt der Graffiti. Ihre Werke zeigen die Energie der Straße und das Lebensgefühl der Szene.

MadC pinselt knapp zehn Meter über dem Boden, als unten der Applaus beginnt. Als wäre eine Theateraufführung zu Ende gegangen. „Äh ...“, sagt die Künstlerin. Sie zögert, dann späht sie über das Geländer der Hebebühne nach unten. „Hallo“, ruft sie. Eine Gruppe Kinder samt Betreuern bestaunen die Hausfassade vom Gehweg aus. „Das ist cool“, ruft ein Junge. „Super, super“, brüllen andere. MadCs neue Wand ist noch nicht fertig, aber sie wirkt schon.

Es ist ein sonniger Tag im Herbst, und MadC bemalt das Franz-Jürgens-Berufskolleg in Düsseldorf. „Ich finde unsere Schulen so deprimierend“, sagt sie. „Warum muss immer alles grau sein? Da geht doch keiner gerne hin.“ MadC, die eigentlich Claudia Walde heißt, hat ihre Spuren schon auf den Wänden von Gebäuden in aller Welt hinterlassen: in Kopenhagen, Montreal, London, Marrakesch, Abu Dhabi, auf Tahiti, auf den Malediven und so weiter.

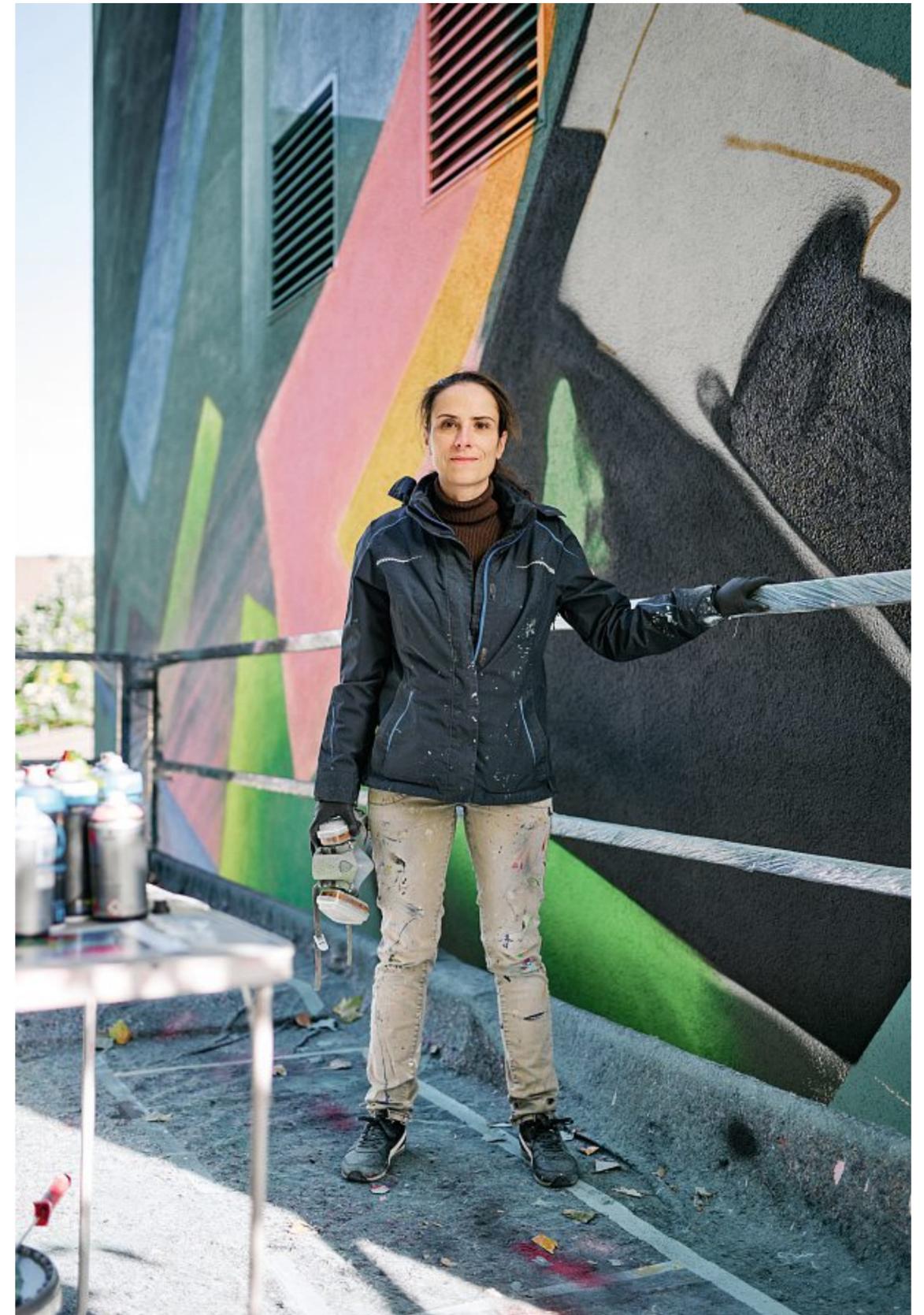
Es sind häufig Fassaden, die fensterlos sind, Stellen, an denen Häuser aussehen wie abgeschnitten. Aber auch Züge und Flughäfen nutzt sie für ihre Werke, einmal war es eine stillgelegte Rumfabrik im kolumbianischen Dschungel. MadC streicht und sprayt die Flächen knallbunt an, die überdimensionalen Pinselstriche auf verschiedenfarbigem Grund verlaufen kreuz und quer. Man kann an den Wänden nicht vorbeigehen, ohne den Kopf zu drehen. „Ich tue mich selbst manchmal schwer, meine Bilder zu beschreiben“, sagt sie. „Denn das, was ich mache, kann man nicht beschreiben. Deshalb male ich es ja.“

So auffällig MadCs Werke sind, so unauffällig will Claudia Walde sein. Die Rufe der Kinder waren ihr eigentlich schon zu viel. „Wenn ich es mir aussuchen könnte, wäre ich irgendwo im Nirgendwo, würde meine Bilder malen, meine ganzen Ideen in die Welt raustragen, aber sonst sagen: Lasst mich in Ruhe.“

Das klingt nicht arrogant, eher bodenständig, ehrlich. MadC zählt zu den bekanntesten Künstlerinnen und Künstlern in der von Männern dominierten internationalen Graffitiszene. An diesem Tag hat sie sich wegen des Pressebesuchs nur die Farbgrundierung mit der Malerrolle vorgenommen, nichts, was ihre volle Konzentration braucht. Die Zweiundvierzigjährige macht ihre Arbeit gelassen, präzise, nach vielen Jahren Erfahrung ohne Fehler. Aber sie ist ein Mensch, der ausgetragene Kämpfe nicht über den eigenen Erfolg vergisst.

Den einen Kampf, den muss sie schon lange nicht mehr führen. Vor mehr als zwei Jahrzehnten hat sie mit dem Sprayen angefangen. „Natürlich habe ich mir da blöde Sprüche anhören müssen.“

Mit Malerrolle, Spraydose und Farbpistole: MadC, hier in Düsseldorf, will ihre Kunst nicht in eine Schublade stecken.



Also hat sie sich nicht neben ihren Arbeiten präsentiert, wollte nicht, dass man sie damit assoziiert. „Weil ich halt nicht bewertet werden wollte, nur weil ich eine Frau bin.“ Das habe ihr ungewollt sogar Respekt eingebracht, glaubt sie. „Ich wollte nie einen Bonus haben. Ich hab' halt mein Ding gemacht.“

Die Künstlerin ist in Deutschland geboren, hat als Kind aber wegen der Arbeit ihrer Eltern in Äthiopien gelebt. Andere Länder, Interesse am Reisen, „dieses Fernweh hatte ich schon immer“. Mit acht Jahren kam die Familie zurück nach Deutschland, Walde wuchs in Bautzen auf. „Graffiti gab's da nicht.“ Sie war 15 Jahre alt, als ihr ein Bekannter das Buch „Graffiti Art Germany“ lieh, das die Anfänge der Szene in den Blick nimmt. „Ich hab' das verschlungen, das war so faszinierend.“ Zum Beispiel, dass hinter Graffiti Art eine Gemeinschaft steht, mit Ansprüchen. „Gemalt habe ich schon immer, aber da konntest du dich dann beweisen über dein Können.“

Am Tag darauf ging sie in den einzigen Baumarkt weit und breit und kaufte sich vier Autolack-Sprüh Dosen, „die mit ganz schlechter Qualität“, wie sie sagt. „Dann bin ich nachmittags um drei Uhr an irgendwelche Garagen im Dorf gegangen und hab' mein erstes Bild gemalt, mit zwei Freundinnen, die da Wache standen.“

Wie man mit Graffiti bekannt wird? „Es gibt immer die beiden Möglichkeiten: Grenzüberschreitung oder Talent.“ Wenn man ein schlechtes Graffiti male, aber das riesig ans New Yorker Empire State Building, werde man bekannt. Aber es gibt eben auch herausragend gemalte kleine Wände. Wegen dieser Unübersichtlichkeit, wegen fehlender Maßstäbe habe es lange an Kuratoren gefehlt, die Graffiti wirklich verstehen. Inzwischen gebe es immer mehr Menschen in der Kunstwelt, die ihre Wurzeln in Graffiti haben.

Als sie anfang mit dem Sprayen, galt sie als „die kleine Verrückte“. Aus „mad“ und ihrem Initial C entstand der Künstlername MadC. Mehrere Jahre lang benutzte sie kein Rosa, sprayte besonders aggressiv, wollte bloß nicht das Vorurteil erfüllen. Mädchen malten nur Schmetterlinge. Erst 2010 holte sie sich zurück, was sie sich zuvor verwehrt hatte. Für einen Farbhersteller durfte sie ein Farbsystem entwickeln und sich zwei persönliche Farben aussuchen. Eine der beiden: Pink.

Ihr zweiter Kampf begann Anfang der Zweitausenderjahre. „Ich kannte niemanden, der Künstler war und davon leben konnte.“ Im Jahr 2005 gewann sie während ihres Design-Studiums in Halle ein Stipendium für New York. Dort traf sie zum ersten Mal Künstler, die in großen Galerien ausstellten, die von ihrer Arbeit gut leben konnten. „Ich konnte das gar nicht fassen.“

Einige dieser Künstler gaben ihr eine Chance. Irgendwann begann sie, auch mit Leinwänden zu arbeiten. „Du kannst Graffiti nicht einfach auf eine Leinwand malen, das wirkt nicht“, sagt sie. „Es nimmt jegliche Energie, die du auf der Straße hast.“ Sie brauchte Jahre – „viele Bilder habe ich auch kaputtgemacht“ –, um zu ihrem Stil zu finden. „Ich wollte diese Energie des Malens, weil das auch eine körperliche Sache ist, unbedingt auf die Leinwand bekommen und dieses Lebens-

gefühl vermitteln, das in der Graffiti-Szene und in verschiedenen Gesellschaftsschichten steckt.“

Sie stieg von Sprühdose auf Aquarellfarbe um, probierte aus, nach Bauchgefühl, machte eine Zeit lang Fotorealismus. Wie automatisch sei ihre Kunst immer abstrakter geworden, weg vom klassischen Graffiti, weg auch von erkennbaren Formen – und immer größer. „Sobald ich ein Gesicht male, lege ich mich fest: Ist das eine Frau oder ein Mann oder eine Person, die trans ist?“ Auch der Betrachter werde limitiert. Natürlich habe sie ihre Meinungen und ihre politischen Ansichten. „Ich möchte aber das Gemeinsame suchen, in dem sich jeder sehen kann, wenn er das möchte, oder es eben auch ignorieren kann. Ich fände es sehr arrogant, auf großen Fassaden Menschen meine Meinung aufzudrücken.“

Wenn MadC Häuser bemalt, beginnt alles mit einer Leinwand. Dieses Mal, an der Wand in Düsseldorf, ist der Großteil der Arbeit schon erledigt, ein paar Tage noch, dann ist sie fertig. Davor sind mehrere Wochen Vorbereitung nötig. Bekommt sie ein Angebot, schaut sie sich die Fassade bei Google an. Wie sieht die Umgebung aus, welche Farben passen da rein? Was gibt den Menschen etwas Positives? Dann beginnt sie die Fassade vorzumalen – mit Pinsel, Farbe und Sprühdose auf einer etwa zwei Quadratmeter großen Leinwand. An der Fassade arbeitet sie später mit einem Foto der Leinwand, minutiös ist darauf beschriftet, welche Farben in welchem Verhältnis wo aufgetragen werden müssen. „Im Ausland machen sich alle lustig über mich“, sagt sie. „Das ist halt very German. Aber so bin ich viel schneller. Es hat für mich keinen Sinn, vor der Wand zu stehen und zu merken, das geht alles nicht.“ Assistenz, Versicherung, Fotografen, Vorbereitung: Pro Quadratmeter stellt MadC etwa 180 Euro in Rechnung. Für Projekte, die sie besonders spannend findet, etwa ein Festival in Florida, arbeitet sie auch ehrenamtlich.

Das Motiv in Düsseldorf wurde ihr im Groben vorgegeben, es ist angelehnt an „Die Kräfte einer Straße“ von Umberto Boccioni, ein Wunsch des Auftraggebers. Auf viel mehr als eine grobe Richtung lässt sie sich aber nicht festlegen. „Es muss schon immer noch ich sein.“ Hat sie Vorbilder? Ganz früher Vincent van Gogh, dann Gerhard Richter. Inzwischen versucht sie bewusst, sich nicht mehr inspirieren zu lassen: „Weil ich dann immer das Gefühl habe, man macht unterbewusst was Ähnliches.“

An diesem Tag in Düsseldorf kommt MadC gut voran, das Wetter ist in Ordnung. Regen wäre schlecht, auch die Sonne kann im ungünstigen



Winkel stören, weil Farbverläufe dann nicht mehr erkennbar sind. Nur mit dem Baum neben der Fassade kämpft MadC, die Äste verheddern sich beim Hoch- und Runterfahren im Geländer der Hebebühne, „ich will dem nicht wehtun.“

Gegen Mittag kommt ein Fan vorbei, er hat in einem Newsletter gelesen, dass MadC in der Stadt ist. „Ich mag ihr Style Writing“, sagt der Mann. MadC macht gerade Pause. Sie berichtet, wie sie arbeitet. Für die großen Farbverläufe auf der Wand etwa nutzt sie eine Farbpistole, die an einen großen Akkubohrer erinnert. Dann geht es um die Marke der Sprühdosen, die sie verwendet: wasserbasierte Farben, die keine Giftstoffe enthalten; die Pigmente verteilen sich nicht in die Luft, sondern kleben gleich an der Wand. Sie trägt immer eine Gasmaske, wenn sie sprayt. Und Handschuhe, in denen man nicht schwitzt – die gar nicht so leicht zu finden sind.

In den vergangenen Monaten hat sie sich auf neues Terrain gewagt. „Es ist wie beim Magier: Wenn du weißt, wie der Trick funktioniert, ist es nicht mehr so spannend“, sagt sie über die Fassadengestaltung. Für ein Museum hat sie etwa eine Arbeit aus Glas angefertigt, die ebenfalls auf Leinwänden basiert. „Da bin ich nicht auf der Architektur, sondern Teil der Architektur.“ Und sie hat im vergangenen Jahr erstmals NFTs verkauft, Non-Fungible Tokens, sechs Tage nachdem sie online gegangen waren, hatte sie 75.000 Anfragen. „Das war völlig irre.“

Als was für eine Art von Künstlerin soll man MadC also bezeichnen? Es ist ihr egal. Sie selbst ordnet sich nirgendwo zu. „Das limitiert mich nur. Wenn ich jetzt sagen würde, ich bin reine Graffiti-Künstlerin, was soll ich dann mit Glas?“ Sich greifen lassen, hat man das Gefühl, es wäre schlicht Verrat an ihrer Kunst. ◀



Fotos: Dominic Driessen, Auharon Hall, Nereo Roessel, Marco Prosch, Tony Noel/Umno Art Agency

Sie sprayt überall: in London, Düsseldorf, auf einer Tram in Lyon, am Flughafen in der Dominikanischen Republik und in Rheine (von oben links im Uhrzeigersinn).

Wie auch immer er heißt

Von Claus Eckert (Text und Fotos)

Gefüllt oder „nackisch“: Kreppel, Berliner, Pfannkuchen oder Krapfen schmecken immer, aber besonders an Fastnacht.



Nicht vergessen: Als Partyspaß einen der Kreppel mit Senf füllen!



Es gibt im deutschsprachigen Raum mehr als ein Dutzend verschiedene Bezeichnungen für die in Fett ausgebackenen Hefekugeln, die, mit Marmelade gefüllt oder einfach nur in Zucker gewälzt, köstlich zu festlichen Anlässen schmecken. Aber den originellsten Namen hörte ich unlängst von Freunden aus Kröv an der Mosel: „Olischgefllums“. Das bedeutet etwa „ins Öl Geworfenes“.

Für mich hat der „Kreppel“ (mancherorts auch „Kräppel“, von Krapfen) seit Kindertagen die Meenzer Fassenacht eingeläutet, dort ist er an den tollen Tagen allgegenwärtig.

Einer Legende zufolge wurde er von einem Berliner Zuckerbäcker im Jahr 1756 erfunden, der als Kanonier in der preußischen Armee dienen wollte. Da er sich als untauglich erwies, wurde der Soldat in der Feldküche eingesetzt. In dieser Funktion formte er aus Hefeteig Kanonenkugeln, die er in Ermangelung eines Backofens in einer Pfanne in heißem Fett ausbuk: Fertig waren die ersten Berliner Pfannkuchen!

Eine andere Geschichte würde den Zusammenhang mit der Karnevalszeit erklären. Vor der Fastenzeit wollten die Leute noch den Vorrat an verderblichen Lebensmitteln wie Eiern und Fett aufbrauchen. Somit genoss man noch das gehaltvolle „Schmalzgebäckene“ an den kalten Wintertagen, bevor die entbehrungsreiche Zeit begann.

So werden sie gemacht: Bereiten Sie aus den Zutaten einen weichen, zarten Hefeteig zu. Der Teig soll nach dem Gehen beim Ausbacken in Fett schön fluffig und feinporig aufgehen. Wälzen Sie den Teig nach dem ersten Gehen, sein Volumen sollte sich etwa verdoppeln, mit möglichst wenig Mehl und sanftem Druck knapp drei Zentimeter

dick aus und stechen Sie mit einem entsprechend scharfkantigen Glas etwa acht Zentimeter große Fladen aus. Lassen Sie diese nochmals abgedeckt an einem warmen Ort gehen, ihre Oberfläche sollte nicht an der Luft antrocknen, die Fladen gehen sonst beim Ausbacken nicht gleichmäßig auf.

Erhitzen Sie das Ausbackfett in einem schweren Topf oder einer Fritteuse auf etwa 170 Grad (an einem Holzstab sollten sich feine Bläschen bilden), und lassen Sie die Teiglinge mit einer Schaumkelle in das Fett gleiten. In einem mittelgroßen Topf sollten etwa fünf Stück gleichzeitig kein Problem darstellen. Backen Sie die Teiglinge erst auf der einen Seite etwa vier Minuten schwimmend aus. Bewegen Sie sie vorsichtig, ohne die sich bildende Kruste zu verletzen. Wenden Sie das Gebäck, wenn es eine goldgelbe Farbe angenommen hat, und backen Sie die andere Seite aus. Da die Stücke auf dem Fett schwimmen und oben herausragen, bildet sich der typische helle Ring in der Mitte. Heben Sie die ausgebackenen Stücke mit der Schaumkelle auf Küchenpapier, dass das überschüssige Fett aufsaugt. Spritzen Sie nun bei Bedarf mit der schmalen Tülle einer Gebäckspitze die gewünschte Füllung (etwa ein Teelöffel) in das noch warme Gebäck und wälzen es sodann in Kristallzucker.

Mit etwas Geschick setzt man die Füllung vor dem Ausbacken in eine Vertiefung des etwas dünner ausgerollten und ausgestochenen Teiglings und setzt einen zweiten obendrauf. Die Hälften müssen mit an den Rändern aufgefingeltem Eiweiß gut miteinander verschlossen werden.

Statt mit Marmelade füllen Sie die Krapfen wahlweise mit Sahne, Pudding oder Eierlikör. Statt Zuckerkruste bestreichen Sie das Gebäck mit einer Zucker-, Zitronen- oder Schokoglasur. Vergessen Sie bloß nicht, als besonderen Partyspaß, einen der Kreppel mit Senf zu füllen.

Helau und Alaaf! ◀

ZUTATEN

Für den Teig (ergibt etwa 18 Stück):

500g Mehl
Ein halbes Stück frische Hefe (20g) oder ein Tütchen Trockenhefe
1 Prise Salz
Etwa 250ml Milch
50g Zucker
3 Eigelb
80g Butter
Feiner Abrieb einer Bio-Zitrone

Zum Ausbacken:

Ein Kilogramm Schweineschmalz oder ein Liter hochofentaugliches Pflanzenöl

Zur Füllung:

Wahlweise Aprikosen- oder andere Marmelade, Eierlikör, Pudding oder nichts

Eine flache Schüssel Zucker zum Wälzen

„Es ist ein Wunder, wenn die Arbeit auf der Leinwand so aufgeht“



Colin Farrell und Brendan Gleeson über Freundschaften und deren Ende, den zuweilen hohen Preis für die Schauspielerei und die außergewöhnlichen Reaktionen, die ihrem neuen Film beim Festival in Venedig zuteil wurden

Männerfreundschaften in Filmen konzentrieren sich gern auf ungleiche Typen, die das Schicksal zusammenbringt. Manchmal sind das Polizisten (wie Mel Gibson und Danny Glover in der „Lethal Weapon“-Reihe), manchmal Teenager (wie Keanu Reeves und Alex Winter in den „Bill & Ted“-Filmen), aber selten ist aus diesem Stoff eine Kombination entstanden, wie sie sich der britisch-irische Regisseur und Drehbuchautor Martin McDonagh 2008 für „Brücke sehen und sterben“ ausdachte: Zwei Auftragskiller tauchen in der belgischen Stadt Brügge unter. Der eine, gespielt von Colin Farrell, blickt melancholisch auf die nebligen Gassen, ihn plagt das schlechte Gewissen, weil ein Auftrag furchtbar schiefgegangen ist. Der andere, Brendan Gleeson, macht das Beste aus der Pause und schleppt seinen Kollegen durch die Sehenswürdigkeiten des mittelalterlichen Stadtkerns. Weil es McDonagh gemeinsam mit seinen Hauptdarstellern gelingt, daraus eine Geschichte über Freundschaft, Sünde und Vergebung zu machen, die zu gleichen Teilen Tragik, Komik und Action miteinander verwebt, gilt der Film als Klassiker. Der amerikanische Late-Night-Moderator Seth Meyers gab unlängst sogar zu, seine Frau auf der Hochzeitsreise nach Brügge entführt zu haben, um dort auf Fotos Szenen der Originalschauplätze nachzustellen.

14 Jahre später hat Martin McDonagh nun abermals Farrell und Gleeson für ein gemeinsames Filmprojekt gewinnen können. In „The Banshees of Inisherin“ spielen sie wieder zwei Freunde – diesmal auf einer schmalen, idyllischen irischen Insel Anfang des 20. Jahrhunderts. Doch dort geht der gemeinsame Weg plötzlich und heftig zu Ende.

Genau der richtige Anlass also, um mit Colin Farrell und Brendan Gleeson über Freundschaft zu sprechen und sie zu fragen, wie man am besten mit jemandem Schluss macht, mit dem man eigentlich gar nicht zusammen ist. Für das Interview sind beide per Videocall aus London

zugeschaltet, sie sitzen eng nebeneinander, im Hintergrund ein Plakat, auf dem die saftig grünen Wiesen der Insel leuchten, auf denen gedreht wurde. Im Gespräch scherzen sie miteinander, ziehen sich gegenseitig auf – wir wollen herausfinden, wie gut sie wirklich befreundet sind.

In Ihrem neuen Film sehen wir eine Freundschaft zu Ende gehen, was teilweise komisch und oft sehr tragisch ist. Haben Sie dabei eigene Erfahrungen in Ihre Rollen einbringen können? Mussten Sie selbst schon einmal eine Freundschaft im echten Leben beenden?

Farrell: Nein, das musste ich zum Glück nie. Aber das Leben ist ja eine stetige Reise hin zu etwas und dann wieder davon weg; hinein in die Ehe und fort aus dem Single-Sein, hinein ins Erwachsenenleben und fort von der Kindheit, hin zum Tod und immer weiter weg von dem Moment, als man ins Leben trat. Ich habe in meinem Leben natürlich Freunde verloren, aber niemals mit der Schwere und den unmittelbaren emotionalen und psychologischen Komplikationen, die diese Trennung im Film mit sich bringt. Ich darf darin die schöne Zeile sagen: „Gestern war noch alles in Ordnung, und plötzlich hängt diese schwarze Wolke über allem, und meine ganze Welt hat sich geändert.“ Es sollte genau dieser Schock für meine Figur Pádraic sein, da war Martin McDonaghs Drehbuch sehr klar.

Gleeson: Die einzige Erfahrung, aus der ich einiges ziehen konnte, war ein Fall, in dem ich versucht hatte, eine Freundschaft sanft einschlafen zu lassen. Das ging völlig nach hinten los, ein absoluter Albtraum. Ich versuche eigentlich, solche Trennungen sonst sauber durchzuziehen, auch wenn ich damit nicht immer Erfolg habe. Vielleicht ist es auch eine rein romantische Vorstellung, dass so etwas geht. Und natürlich habe ich mich mit Leuten zerstritten, wenn sie entweder an mir etwas

Brendan Gleeson, 1955 in Dublin geboren, arbeitete als Englischlehrer, bevor ihm mit 34 Jahren im irischen Filmdrama „Das Feld“ der Durchbruch als Schauspieler gelang. International bekannt wurde er an der Seite von Mel Gibson in „Braveheart“. Seitdem zeigte er seine Bandbreite als Darsteller unter anderem in Martin Scorseses Film „Gangs of New York“, in der „Harry Potter“-Reihe und zuletzt in Joel Coens „Macbeth“-Verfilmung.

gefunden haben, mit dem sie nicht mehr umgehen konnten, oder mir etwas an ihnen auffiel, mit dem ich nicht umgehen konnte. Das nimmt einen schon ziemlich mit. Aber mit Blick auf den Film: Eine Trennung in solcher Länge habe ich noch nie erlebt. Und doch kenne ich es, dass man manchmal versucht, solche Dinge noch zu retten, und das führt dann nirgendwo hin. So weit hergeholt finde ich die Idee also nicht.

Was war denn damals so schlimm gewesen, dass Sie sich getrennt haben?

Gleeson: Ach, die Person hatte etwas gesagt, was ich ihr niemals zugestimmt hätte. Sie drehte sich einfach um, und ich starrte auf ihren Hinterkopf und dachte: Das ist gar nicht der Mensch, für den ich ihn gehalten habe. Diese Erkenntnis hat die Freundschaft in Stücke gehauen.

Farrell: Seit ich diese Geschichte kenne, laufe ich jetzt immer hinter Brendan, damit er nicht auf meinen Hinterkopf starren kann.

Gleeson: Wenn er sich umgedreht und die Sache wiedergutmacht hätte, dann hätte ich darüber gut hinwegsehen können. So bin ich nun auch wieder nicht.

Sie beide scheinen sehr gut miteinander klarzukommen.

Gleeson: Bis jetzt.

Farrell: Der Tag ist ja noch jung.

Wie lange kennen Sie sich schon?

Farrell: Lange. Ich habe Brendan schon einhalb Jahre vor dem „Brücke“-Dreh im New Yorker Chelsea-Hotel kennengelernt. Er wollte Flann O'Briens Roman „Auf Schwimmen-zwei-Vögel“ adaptieren, und ich finde, das könnte ein großartiger Film werden. Auf jeden Fall traf er mich, um darüber zu sprechen. Von Anfang an war ein Gefühl der Verbundenheit da, das gar keine großen Erklärungen brauchte.

Das ist seitdem so geblieben. Zwischen unseren Auftritten sehen wir uns nicht so oft, manchmal zwei, drei Jahre gar nicht. Aber wenn wir uns dann wiedertreffen, machen wir genau da weiter, wo wir aufgehört haben. Das klingt etwas bizarr, aber kennen Sie das?

So bizarr ist das nicht, genau das sagt man doch über gute Freundschaften ...

Gleeson: Was soll denn das heißen, etwa dass man besser dran ist, wenn man Distanz hält? Ich habe das Gefühl, Sie wollen hier jemanden etwas mitteilen mit diesem Text ...

Über „Angel Heart“ gibt es die Anekdote, dass Robert De Niro Mickey Rourke am Set gemieden haben soll, um die Rivalität, die die beiden Schauspieler vor der Kamera austragen mussten, nicht zu gefährden. Wie gelingt Ihnen das?

Gleeson (senkt verschwörerisch die Stimme): Man nennt es Schauspielerei ... Nein, im Ernst, wir sind nicht diese Art von Schauspielern. Ich hatte mich richtig darauf gefreut, mit Martin und Colin und der ganzen Gang wieder zusammenzuarbeiten. Wir sind nicht die Leute, die große Distanz halten müssen.

Farrell: Es ist jetzt auch nicht so, dass wir den ganzen Tag nur fröhlich am Drehort herumhüpfen und uns High-Fives zuwerfen. Man muss verstehen, dass die Arbeit mit Freude, Gemeinschaft, gegenseitiger Rücksichtnahme zu tun hat, weil nichts davon in einem Vakuum stattfindet. Wenn man weiß, dass man sich auf die anderen Schauspieler, auf die Kameraleute und die Techniker und alle, die daran beteiligt sind, verlassen kann, dann fühlt man sich als Teil eines Kollektivs. Das heißt nicht, dass man nie allein sein kann. Wir sind alle erwachsen, wenn man Zeit für sich braucht, nimmt man die sich eben. Dann saß Brendan auf der einen Seite des Pubs und ich auf der anderen, und ab und zu wechselte man mal ein Wort, aber

das passierte ganz organisch, da war nie etwas seltsam.

Gleeson: Man merkt ja auch schnell, wenn jemand gerade nicht belästigt werden will.

In dem Film geht es nicht nur um Freundschaft, sondern auch um Kunst und die Frage, was man bereit ist, dafür zu opfern. Sie haben beide eine lange Karriere hinter sich, Sie haben Jahrzehnte Ihres Lebens Ihrer Kunst gewidmet. Mussten Sie je irgendwelche Zugeständnisse machen?

Gleeson: Ich hatte schon eine Familie gegründet und vier Kinder, bevor ich mich in Vollzeit der Schauspielerei widmete.

Farrell: Echt, vier Kinder, bevor du Mitte 30 warst?

Gleeson: Ja, furchtbar fruchtbar, nicht? Natürlich macht man da Zugeständnisse, aber ich dachte auch, es könnte schlimmer sein, ich könnte bei der Handelsmarine dienen und ständig auf See sein. Also versucht man, das Beste daraus zu machen, wenn man zu Hause ist. Manchmal hatte ich auch drei Jobs nacheinander und war sieben Monate am Stück nur unterwegs.

Farrell: Das ist zu viel.

Gleeson: War es auch. Also versucht man, das auszubalancieren, ohne zu viel zu opfern. Ich wollte auf keinen Fall, dass das zu Lasten meiner Kinder geht. Für sie wollte ich ein guter Vater sein. Aber gleichzeitig verpasst man eben doch viel. Es war ein ständiges Abwägen.

Farrell: Dass du gerade die Handelsmarine erwähnt hast, ist lustig. Ich habe manchmal meine eigenen Abwesenheiten vor mir selbst zu rechtfertigen versucht, indem ich mich mit einem Handelsreisenden verglichen habe. Denn auch wenn man in unserem Leben natürlich wahnsinnig verwöhnt wird, mit Luxushotelmöblier und Erste-Klasse-Flügen, all diesen super oberflächlichen, aber sehr angenehmen Dingen, dann gleicht das natürlich nicht die Tatsache aus, dass es Phasen gibt, in denen

Colin Farrell, 1976 im Dubliner Vorort Castleknock geboren, studierte Schauspiel, sein Bruder übernahm die Kosten. Nach ersten Rollen in Low-Budget-Filmen machte ihn sein Auftritt als Tom Cruises Gegenspieler in Steven Spielbergs „Minority Report“ bekannt. Er brillierte in vielen Rollen, ob Liebesfilm („Winter's Tale“), Arthouse-Dystopie („The Lobster“) oder Thriller („Miami Vice“). Die Rolle in „The Banshees of Inisherin“ brachte ihm den Darstellerpreis des Filmfests in Venedig ein.

ich zu lange von meiner Familie und meinen Kindern getrennt bin. Dafür zahlt man irgendwann den Preis. Aber den zahlt man nicht für die Kunst, das ist einfach die Arbeit.

Bei Ihnen hat es sich ausgezahlt: Sie haben beim Filmfestival von Venedig, wo „The Banshees of Inisherin“ Premiere feierte, 15 Minuten Standing Ovationen bekommen. Das ist dort noch nie passiert.

Farrell: Ich konnte das gar nicht glauben. Ich wusste, dass das in Venedig so ein Ding ist mit dem Klatschen und war etwas nervös, ob sie gleich nach 30 Sekunden wieder aufhören würden. Aber dann ging das weiter und weiter und wollte gar nicht mehr abebben. Irgendwann wollte ich einfach gehen, aber mir wurde gesagt, dass man bleiben müsse, bis es zu Ende sei. Es war toll. Wissen Sie, Filme gehen nicht immer auf, ich habe auch schon ganz andere Premieren erlebt. Wenn es dann klappt, ist das ein Wunder, dass die gemeinsame Arbeit auf der Leinwand so aufgeht.

Gleeson: Wir hätten uns irgendwie vorher darüber Gedanken machen müssen. Martin McDonagh hat es geliebt, und das zurecht, er hat sieben Jahre an diesem Film gearbeitet. Im Nachhinein hätte man aber bei der Länge des Beifalls sagen müssen: Die nächsten 90 Sekunden klatschen jetzt bitte alle für diesen kleineren Film, der nicht genug Applaus bekommen hat. Ernsthaft, es war echt seltsam.

Farrell: Und gleichzeitig toll. Wir waren danach 24 Stunden high. Was wollen Sie noch wissen?

Sie werfen während unseres Gesprächs immer wieder diesen kleinen schwarzen Gegenstand in die Luft, Herr Farrell. Was ist das eigentlich?

Farrell (kramt in der Hosentasche): Ach, das ist ein Talisman. Ein Stein, den mir mal jemand als Glücksbringer geschenkt hat. Ich habe den einfach gern dabei. Die Fragen stellte Maria Wiesner.



Für „Tár“: Zum Anpassen kam Cate Blanchett ins Atelier von Egon Brandstetter. Es ist die Eröffnungsszene des Films.



Ein Stoff für die großen Erzählungen

Von Simon Strauß, Fotos Jens Gyarmaty



Im Atelier: Nach Stationen an der National Opera in London, an der Oper in Köln sowie in Italien, Wien und Paris hat Egon Brandstetter (links), der 1976 in Steyr (Österreich) geboren wurde, in Berlin seine Bestimmung gefunden. Gemeinsam mit dem Betriebswirt Marc-Martin Straub (im roten Sakko) baut er an der Chausseestraße seine Maßschneiderei auf.

Egon Brandstetter ist einer der wenigen echten Maßschneider in Berlin. Im Film „Tár“ mit Cate Blanchett kommt er im Februar groß heraus.

Da, wo früher ein Café „Das Ende der Welt“ hieß, beginnt heute der Kosmos des Schneiders. An der Berliner Chausseestraße, wo Mitte in den Wedding übergeht, direkt gegenüber der raumschiffartigen Zentrale des Bundesnachrichtendienstes, ist das Atelier des Maßschneiders Egon Brandstetter. Bisher nur einem kleinen Liebhaberkreis bekannt, könnte sein Name bald berühmt werden. Denn sein Laden ist der zentrale Ort in den ersten Minuten des neuen Hollywood-Films „Tár“, in dem Cate Blanchett eine lesbische Dirigentin spielt, die als erste Frau ein großes deutsches Orchester leitet. Für ihre Rolle wurde die Drei- und fünfzigjährige bei den Filmfestspielen in Venedig als Beste Darstellerin ausgezeichnet. Der Film ist in den Vereinigten Staaten im Oktober mit großem Erfolg angelaufen, in Deutschland kommt er im Februar in die Kinos. Im offiziellen Trailer sieht man Blanchett in Brandstetters Atelier bei einer Anprobe, man sieht, wie eine große Schere durch dunkelgrünen Stoff fährt. Und man sieht ihn, Egon Brandstetter, den spielen, der er ist: einen Schneider.

Als der amerikanische Regisseur Todd Field eines Tages in Brandstetters Ladengeschäft stand, um sich nach möglichen Drehorten umzuschauen, behandelte ihn dieser wie jeden anderen Kunden auch. Er ließ ihn Stoffe anschauen, legte ihm probeweise ein Jackett über die Schulter, schwärmte von Qualitätsunterschieden und hochwertigen Materialien. Als Field ihn spontan fragte, ob er nicht in seinem Film mitspielen wolle, wies er ihn zunächst brüsk ab, als hätte der Mann ihm ein unmoralisches Angebot gemacht. „Ich wusste ja gar nicht, wer er ist“, erinnert sich Brandstetter.

Wir sitzen in der Küche, gleich neben der Schneiderwerkstatt. Draußen rauschen Autos vorbei. Es ist kurz nach 19 Uhr, aber Brandstetter hat gerade erst die letzte Kundin verabschiedet. Seine Arbeitszeiten sind nirgendwo gewerkschaftlich festgelegt, meist arbeitet er von morgens bis abends durch, er ist es nicht anders gewöhnt. Seit Brandstetter seine oberösterreichische Heimat verlassen hat, wo er in Linz eine klassische Ausbildung zum Damen- und Herrenmaßschneider absolvierte, hat er sich in die selbstausbeuterischen Fänge des Schneidergeschäfts begeben. Seine erste Station nach der Ausbildung war London, wo er gegen einen Lohn von 800 Pfund in der Kostümbildabteilung der English National Opera anheuerte. Da allein sein Zimmer schon 100 Pfund teuer war, verdingte sich Brandstetter nach Dienstschluss noch bei Designern und Maßschneidern. Von London aus wechselte er an die Kölner Oper, in

die Abteilung einer überambitionierten jungen Kostümchefin. Immer schneller, immer aufwendiger sollte bald alles sein. Brandstetter floh nach Italien, hospitierte in Schneidereien, reiste durchs Land der Stoffräume und lebte von der Hand in den Mund.

Schließlich kehrte er nach Österreich zurück, war einige Jahre in Wien angestellt bei „Art for Art“, einer der größten Kostümbildwerkstätten Europas. Zusammen mit 35 weiteren Herrenmaßschneidern schnitt und schneiderte Brandstetter um die Wette. Auch dort wieder: extreme Hierarchien und ein soziales Umfeld, das ihn zur Verzweiflung brachte. „Die Großteilschneider redeten nicht mit den Westenschneidern, die Hutmacher nicht mit den Hosenschneidern“, erinnert sich Brandstetter. Nachts half er Modestudentinnen an der „Angewandten“, der Kunstuniversität Wiens, bei ihren Kollektionen. Langsam kam er auf den Geschmack, Kleider zu schneiden, die getragen werden, statt nur Kostüme für den einen Bühnenauftritt. Noch einmal ein Seitensprung nach Paris – ohne Pariser Erfahrung, so dachte er damals, kann man in der Mode nicht reüssieren –, dann ging Brandstetter im Dezember 2007 zu einer Freundin nach Berlin.

// Allein ein Knopfloch benötigt 60 Stiche, dafür braucht er 20 Minuten. Ein Vollmaßanzug besteht aus mehr als 10.000 Stichen. Das bedeutet also inklusive Anproben eine Arbeitszeit von mindestens vier Monaten. //

Inzwischen ist sein Geschäftspartner Marc-Martin Straub dazugekommen. Mit ihm nahm die Geschichte des herumirrenden Schneiders eine entscheidende Wendung. Denn obwohl sich Brandstetter in Berlin inzwischen im Filmbusiness verdingte, etwa in Nico Hofmanns Zweiteiler „Der Turm“ die Ausstattung mitverantwortete und auch für den Hollywood-Film „Grand Budapest Hotel“ angefragt war, kam er mit seiner eigenen Schneiderarbeit auf keinen grünen Zweig. Im Vorderbereich eines anderen Schneiders eingemietet, versuchte Brandstetter nachts unter Neonröhren sein Schaufenster ansprechender zu gestalten. Dabei beobachtete ihn der gerade ebenfalls aus Paris nach Berlin geflohene Straub, der jahrelang im mittleren Management einer Ölfirma gearbeitet und dabei seine Nerven zerschunden hatte. Im Berliner Nachtleben suchte der Betriebswirt Halt, er lebte in einer kleinen Wohnung an der Chausseestraße.

Eines Nachts sprach er den seltsam rastlosen Arbeiter im Neonlicht an. Wenige Tage später stand der Halbfranzose Straub schon bei Brandstetter zum Maßnahmen, obwohl er sich eigentlich geschworen hatte, nie wieder einen Anzug anziehen zu wollen. Aus dem ersten Anzug wurde

bald mehr. Zwischen beiden entwickelte sich eine intensive Geschäftsbeziehung. 2014 gründeten sie ihre eigene Gesellschaft bürgerlichen Rechts (GbR), konzipierten eine Website und verkauften ihre ersten Anzüge nach New York. Die großen Gewinne blieben allerdings aus. Erst seit sie sich 2018 in ein Geschäft neben Straubs Wohnung einmieteten, ging es langsam bergauf – neben dem handwerklich aufwendigen Vollmaßanzug bieten sie seither auch eine Maßkonfektionslinie unter der Marke Egon Brandstetter an.

Ob Anzug, Smoking oder Frack – jedes seiner Kleidungsstücke ist auf den Kunden zugeschnitten. Auch Maßhemden fertigt er an, mit einem kleinen Team aus zwei Auszubildenden und einem Praktikanten. Seit 2015 bildet er als eine der wenigen Schneidereien Nachwuchskräfte aus – auch weil er sich einen weiteren Vollzeitangestellten nach der Erhöhung des Mindestlohns nicht leisten kann.

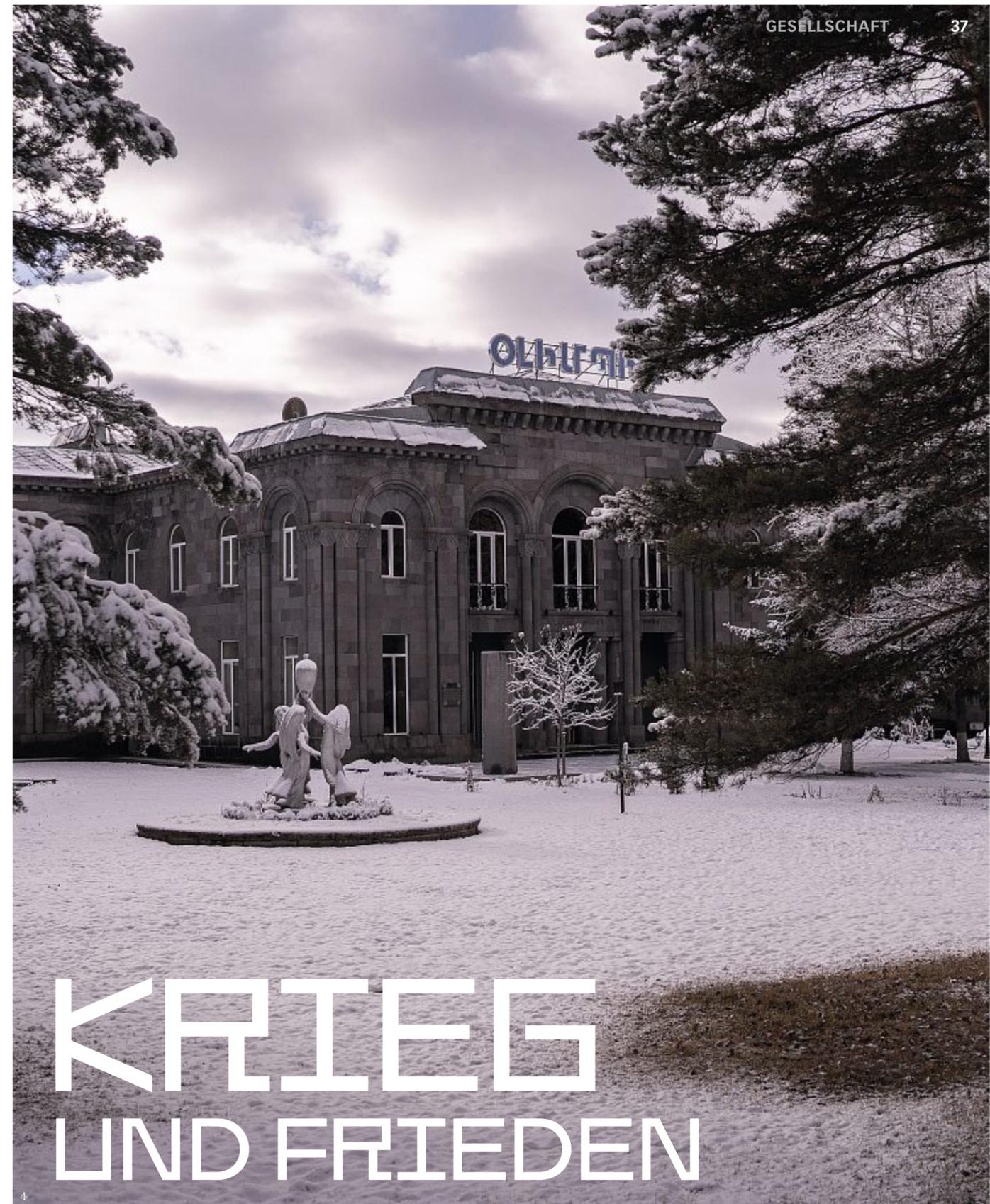
Immer wieder sagen ihm Kunden, es gebe ja viel günstigere Schneider in der Stadt. Dann muss er ihnen erklären, was der Unterschied ist zwischen einem windigen Zwischenhändler und einem ernsthaften Schneider. „Ich bin ein richtiger Handwerker“, ruft Brandstetter entsetzt über die Unkenntnis vieler, die offenbar nicht einschätzen können, was für eine Mühe es bedeutet, seinen Beruf auszuüben. Allein ein Knopfloch, sagt er, benötige 60 Stiche, dafür brauche er ungefähr 20 Minuten. Ein Vollmaßanzug bestehe aus mehr als 10.000 Stichen, das bedeute inklusive Anproben mindestens vier Monate Arbeitszeit. Dass der Einstiegspreis für so eine wertvolle Ware bei 5500 Euro liegt, wird da schnell verständlich. Aber Brandstetter und Straub haben auch preiswertere Anzüge im Angebot – einen Zweiteiler, also Jackett und Hose, bekommt man bei ihnen aus der Maßkonfektion für ungefähr 1400 Euro. Oberhemden aus der Maßkonfektionslinie beginnen bei 180 Euro.

Zwei Männer, beide inzwischen 46, haben sich dem harten Business der schönen Kleidung verschrieben. In ihren Gesichtern hat die Anstrengung Spuren hinterlassen, die Anspannung, die ihre Arbeit täglich für sie bedeutet – ein einfach einträgliches Geschäft ist das Schneider nicht, gerade wenn man, zumindest das Vollmaß, ganz in Deutschland und nicht in Billiglohnländern produzieren lässt.

In gewisser Weise ist der Auftritt im großen Hollywood-Film jetzt also eine Art Genugtuung für ihre Mühe und ihre Durchhaltewillen. Vier volle Tage habe das Team bei ihnen gedreht, berichten die beiden, dafür sei die ganze Straße abgesperrt gewesen. Der Anzug, den Egon Brandstetter im Film mit Cate Blanchett anprobiert, ist allerdings kein von ihm selbst gefertigtes Produkt. Dafür sei die Zeit einfach zu knapp gewesen – die Kolleginnen aus den Kostümbildwerkstätten in Babelsberg hätten aber gute Arbeit geleistet. Dafür habe der Regisseur sich für den Galaauftritt in Venedig einen eigenen Anzug von ihm schneiden lassen.

Wenn er sich etwas für die Zukunft wünschen könnte, sagt Brandstetter am Ende noch, dann, dass der Unterschied zwischen Händlern und Handwerkern in seinem Gewerbe anerkannt würde. Danach zieht er sich wieder zurück in seine Schneiderwerkstatt – es gibt noch einige Stiche zu machen heute Nacht. ◀





KRIEG UND FRIEDEN



1. Narek, 17, ist Schüler der 12. Klasse in Jermuk. Wie viele junge Menschen in dem Land möchte er später in der IT-Branche arbeiten.
2. Blick auf Jermuk: Von oben sieht man die Wohnhäuser, Hotels und Sanatorien. Auf dem etwa fünf Kilometer vom Stadtkern entfernten Berg halten aserbaidische Truppen die Stellung.
3. Ein Projektil im Skigebiet: Gor Tadesvosjan, 31, Sohn des Skiliftbetreibers, mit Überresten
4. Baujahr 1953: Olympia-Sanatorium
5. Mit Bergpanorama: Schwimmbad des Jermuk-Hotels

Artilleriebeschuss und Schneeballschlacht, Waffenruhe und Erholung im Spa-Bereich: Im armenischen Kurort Jermuk, an der Grenze zu Aserbaidschan, treffen Welten aufeinander.

Text und Fotos Patrick Slesiona





6



10



7



8



9



11



12

Es war kurz nach Mitternacht,

als ein Knallen die Bewohner in Jermuk am 13. September aus dem Schlaf riss. Die Hotels des südarmenischen Kurorts waren ausgebucht. Schon in sowjetischen Zeiten suchten Touristen hier, in den dichtbewaldeten Bergen und den heißen Quellen, Erholung. Nun mussten die Gäste in den Kellern der Wellness-Tempel Schutz suchen, während über ihnen aserbaidschanische Geschosse einschlugen und Fenster barstern.

Armenien und Aserbaidschan kämpfen seit Jahrzehnten erbittert um die Region Bergkarabach.

Doch dass der Konflikt auch armenisches Staatsgebiet erreichen könnte, damit hatte in Jermuk bis zu jener Nacht niemand gerechnet.

Nach Kämpfen über zwei Tage einigte man sich auf eine Waffenruhe. Seither ringen Russland, die Vereinigten Staaten und die Europäische Union um Vermittlung. Jermuk kämpft ums Überleben. Touristen kommen nur noch wenige, aus Furcht vor der nächsten Eskalation. Wer sich doch nach Jermuk traut, an dem sausen beim Spazieren gehen olivgrüne Militär-Lastwagen vorbei. Schulkinder lernen, dass beim Spielen in den Wäldern Blindgänger lauern. In den Bergen, nur fünf Kilometer vom Ortskern entfernt, sollen noch immer aserbaidschanische Truppen patrouillieren. So erzählt man es sich im Ort.

Aufgeben und wegziehen wollen trotzdem nur die wenigsten. Aber wie lebt man dort? Diese Bilder geben einen Eindruck davon. ◀

6. Kerzen und Gebet: Soldaten während des Gottesdienstes in der St.-Gayane-Kirche

7. Entspannung in der Salzgrotte: Gäste im Spa-Bereich des Jermuk-Hotels

8. Zum Restaurant bitte hier abbiegen: Anzeigetafel an der Straße

9. Kaffeepause im Schnee: Das Kultur- und Freizeitangebot für junge Menschen in Jermuk ist überschaubar. Diese Gruppe hat ein Jugendzentrum gegründet und trifft sich täglich.

10. Vorhang auf: Zwei Kinder schauen aus einem Fenster in einem Klassenzimmer der Schule im Ort.

11. Mit Fahrer und Security: Kristina Ivanian, 38, Managerin des Olympia-Sanatoriums und des Jermuk-Hotels. Schon am 1. Oktober konnte das Olympia wiedereröffnet werden. Elf Stammgäste kamen an diesem Tag. In Erinnerung an die 200 Soldaten, die während der Angriffe getötet wurden, gab es 2023 keine Neujahrsfeier.

12. Vahe, 13, und Ignat, 9, bei einer Schneeballschlacht

Natürlich blond

Von Johanna Schwanitz,

Fotos Julia Zimmermann

Eine Tönung für die Augenbrauen? Das ist gar nicht so absurd, sondern gerade ein großer Trend. Ein Selbstversuch.

Meine Augenbrauen wellen sich an einigen Stellen leicht, wenn ich sie nicht mit einem starken Gel in Form halte. Das ist nur eine von vielen Erkenntnissen zu diesen feinen Härchen. Wenn eine innige Beziehung zu den eigenen Brauen möglich ist, dann habe ich sie. Schon als Kind waren sie eher dunkel und buschig. Als ich später anfing, mich zu schminken, mussten sie viel mitmachen: Wie in den Zehnerjahren üblich, füllte ich die Brauen übermäßig auf, definierte sie genau und verwendete Heißwachs und Pinzette für die schöne Form. Meine Augenbrauen haben auch schon eine chemische Glättung hinter sich, bei der sie streng nach oben gekämmt wurden. Dünn habe ich sie allerdings nie gezupft. Die Horrorgeschichten meiner Mutter von kahlen Stellen an den Brauen haben mich stets davon abgehalten. Und noch etwas habe ich noch nicht ausprobiert: blond – auf den Augenbrauen.

Die Aufhellung ist gar nicht so abwegig. Blickt man auf die Laufstege in New York und Paris, schaut man in viele Gesichter mit blondierten Augenbrauen. Bella Hadid und Nicola Peltz Beckham tragen die Brauen schon länger im Kontrast zu ihrem dunklen Haar hellblond. Die Mode- und Beautysuchmaschine Tagwalk hat erfasst, dass bei den Modenschauen im September und Oktober im Vergleich zum Vorjahr fast 100 Prozent mehr gebleichte Augenbrauen zu sehen waren.

Der Berliner Make-up-Artist Philipp Verheyen ist mit dem Trend schon länger vertraut. Er verweist auf die Neunziger- und Nullerjahre, auf Models wie Kate Moss und Linda Evangelista. Lady Gaga trage schon seit 14 Jahren ihre Augenbrauen immer wieder hellblond. „Sie ist quasi der Underdog der blondierten Augenbrauen.“

Vielleicht lohnt es sich, das auch mal auszuprobieren? Was habe ich schon zu verlieren? Augenbrauen wachsen schließlich nach. Also fahre ich nach Berlin, in den Friseursalon von Andreas Kurkowitz. Dort treffe ich mich mit Philipp Verheyen. Der gelernte Friseur und Make-up-Artist weiß, wie man dunkle, buschige, widerspenstige Brauen in den Griff bekommt: „Da werden wir eine richtige Veränderung sehen.“

Eben das macht mir Angst. Man kennt ja die Fotos von Prominenten, auf denen ihnen die Augenbrauen entfernt wurden, um zu zeigen, wie wichtig Augenbrauen sind, weil sie das Gesicht einrahmen. Sehe ich gleich ähnlich aus? Philipp Verheyen sagt auch, dass nicht jeder gleich gut aussieht mit blondierten Brauen. Einer extrovertierten stehe das besser als einer bodenständigen Person. Kann ich also die fast unsichtbaren Augenbrauen tragen? Oder tragen sie mich?

Verheyen mischt Blondierung und Entwickler in einer Schale zusammen. Wer sich die Brauen zu Hause selbst blondieren will, solle lieber einen Friseurbedarf aufsuchen, als in der Drogerie oder

im Internet einzukaufen, sagt Verheyen. Er empfiehlt, sich von Profis beraten zu lassen, um die Stärke der Blondierung auf Haut und Haare abzustimmen. Vor dem eigentlichen Auftragen der Blondierungspaste umrandet er meine Brauen mit einer Schicht Nivea-Creme. So ist die Haut vor Irritation geschützt. Das empfiehlt Verheyen auch denen, die sich selbst an das Experiment wagen. Die bläuliche Blondierung prickelt auf der Haut. Das entspricht etwa meinen Erwartungen an das Ergebnis. Noch bevor die Einwirkzeit vorbei ist, kann ich die ersten hellen Haare sehen. Schon jetzt ist mir mein eigenes Gesicht fremd, als würde ein Teil fehlen.

Nach etwa 20 Minuten nimmt Verheyen die Paste mit Wattepaden von meinen Brauen. Sie sind fast weiß, mit einem leichten Gelbstich. Das sei normal. Damit die Farbe besser zu meinem Hauttyp passt, neutralisiert er den Gelbstich mit einem Toner und tönt damit meine Brauen in einen hellen Sandton.

Der Ursprung auch dieses Schmink-Trends liegt in der Drag-Szene. Ohne sichtbare Augenbrauen bleibt mehr Fläche für Make-up. „Dadurch lässt sich das Gesicht ganz neu modellieren“, sagt Verheyen. „So kann man in eine andere Rolle schlüpfen.“

Aber wie wurde aus einer Technik für Drag-Künstler ein Trend, der auf Tiktok mehr als 120 Millionen Aufrufe hat? Für den Make-up-Artist ist klar, dass das vor allem an Bella Hadid liegen muss: Das Model lebe den Look der frühen Nullerjahre von Kopf bis Fuß. „Durch sie haben auch viele andere Frauen das Gefühl, dass ihnen das stehen könnte.“ Ein weiterer Augenbrauentrend aus den Nullerjahren lässt sich dank gebleichter Brauen gefahrlos testen: einfach die Brauen dünner nachziehen statt dünner zupfen.

Wie ein Alien schaut mich mein Spiegelbild an. Ich erkenne mich fast nicht wieder. Meine Brauen heben sich kaum noch von meinem Gesicht ab. Sie lassen sich nur noch erahnen. Ich bin sprachlos, was selten vorkommt, hin- und hergerissen, ob mir der Look gefällt. Um es richtig zu „fühlen“, schminkt und frisiert Verheyen mich. Er bindet meine Haare zu einem strengen Pferdeschwanz, betont meine



Buschig, widerspenstig und gleich blond: Philipp Verheyen bei der Arbeit an den Augenbrauen unserer Autorin



Augen mit einem zarten Lidstrich und betupft meine Lippen in einem dunklen Beerenrot. Beim nächsten Blick in den Spiegel fühle ich mich noch immer wie aus einer fremden Galaxie. Aber ich fühle mich auch taff und irgendwie cool.

Nur was mache ich, wenn ich alltags keinen Make-up-Artisten an meiner Seite habe? Mit farbigem Augenbrauengel könne ich die Haare in verschiedenen Nuancen färben, schlägt Verheyen vor. Je weniger Augen-Make-up man verwende, desto auffälliger werde es, dass die Brauen fehlen. Betone nur die Lippen, werde zur Stirn hin sehr viel Fläche frei. „Weil nur die Wimpern und die Pupille zum Ausdruck kommen.“ Das Entscheidende sei aber die Haltung: „Man muss das eben auch entsprechend tragen. Die Brauen muss man mit *attitude* tragen!“

Als ich später durch die Straßen von Berlin laufe, schauen mich andere Passanten irritiert an. Ich sehe Blicke, die ich nicht ganz deuten kann. Sobald ich mein Spiegelbild sehe, schrecke ich wieder vor meinem mir fremden Gesicht zurück.

Ein bisschen muss ich herumprobieren. Dann habe ich mich fast an die Blondierung gewöhnt. Mit kräftigem Lippenstift und getuschelten Wimpern fühle ich mich nicht mehr vollständig wie von einem anderen Stern. Vielleicht ist es wirklich meine Haltung, die sich verändert hat. Jedenfalls habe ich das Gefühl, die irritierten Blicke der anderen sind weniger geworden. Verheyens Tipp, gefärbtes Gel zu benutzen, klappt gut. Ich teste zwei unterschiedliche Nuancen, eine heller, eine dunkler als meine Naturhaarfarbe. So habe ich die Freiheit, veränderte Gesamtlooks zu schminken.

Nach einigen Tagen hat sich ein Schatten unter meinen weiß-blonden Augenbrauen gebildet. Die dunklen Haare wachsen nach, und die Tönung wäscht sich raus. Das ging schnell. Wiederholen würde ich es aber schon, wenn es einen Anlass gäbe. Zuerst aber färbe ich meine Augenbrauen wieder in ein dunkles Braun zurück, mit Rotanteilen, damit sie nicht grün werden. Das ist dann wiederum ein eigener Selbsterfahrungsbericht, für ein anderes Mal. ◀



13



14



15



16

13. Die „Dolphins“ von Jermuk: Das Jugendzentrum ist gerade einmal neun Monate alt und zählt schon 130 Mitglieder. Mehrmals wöchentlich üben junge Menschen hier traditionelle Tänze, kochen armenische Gerichte und schauen gemeinsam Filme. Hausaufgabenhilfe gibt es auch. Finanziert wird das Projekt von der Stadt und durch Spenden.

14. Flora Sargisyan, 67, verkauft seit vier Jahrzehnten in Sirup eingelegte Tannenzapfen, Kräutertees und Marmeladen aus Weißdorn. In anderen Jahren waren hier Dutzende Marktstände besetzt und mit Waren gefüllt. 20 Euro verdiente Sargisyan üblicherweise pro Tag. Jetzt, da die Touristen fernbleiben, bleibt sie auf ihren Transportkosten sitzen. Die meisten Händler kommen immer seltener oder haben ihr Geschäft ganz aufgegeben.

15. Verbindungsstück der beiden Stadtteile: Die Brücke über den Fluss Arpa ist ein strategisches Ziel der Angreifer.

16. Kristina Ivanian, die Managerin des Olympia-Sanatoriums und Jermuk-Hotels, versorgte ihre Gäste in der Nacht zum 13. September in Schutzkellern und organisierte Evakuierungen aus der Stadt heraus. Schon zwei Jahre zuvor half sie als Freiwillige während des 44-Tage-Kriegs in Bergkarabach.



Ich bin nicht abergläubisch – aber ich gehe unter keiner Leiter durch.



Komplexe Charaktere, bei denen man sich als Zuschauer fragt, ob man sie mag oder nicht – das sind Rollen, die Schauspielerinnen **Anna Maria Mühe** („Dogs of Berlin“, „Bauhaus – Die Neue Zeit“) reizen. Unter der Regie von Nicolai Rohde stand die 37 Jahre alte Berlinerin nun in einer weiteren ambivalenten Titelrolle für die Thriller-Serie „Totenfrau“ vor der Kamera: Sie spielt Brünhilde Blum, Bestatterin und Mutter von zwei Kindern. Als Blums Leben durch den Tod ihres Manns erschüttert wird, muss sie feststellen, dass es sich bei dem vermeintlichen Unfall um Mord handelt – und begibt sich auf die Suche nach Antworten. Vor allem aber sucht Blum Rache. Die Verfilmung des Bestsellers des österreichischen Autors Bernhard Aichner ist seit 5. Januar auf Netflix zu sehen.

Was essen Sie zum Frühstück?

Wenn wir von einem Sonntagsfrühstück reden: Dann trinke ich einen Hafercappuccino und esse ein Croissant dazu.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Sehr unterschiedlich. Aber ich stöbere sehr gerne in meinem liebsten Secondhand-Laden namens „Soeur“ in Prenzlauer Berg in Berlin.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Eine Lederjacke, die ich mir gekauft habe, als ich 20 Jahre alt war. Die war gar nicht teuer, es ist kein echtes Leder. Aber die habe ich seither und liebe sie sehr. Ich habe sie bestimmt zehn Jahre nicht mehr getragen. Vielleicht hole ich sie dieses Jahr wieder raus.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

Vor ein paar Wochen habe ich Postkarten aus meinem Urlaub aus Frankreich verschickt. Egal wo ich bin, ich verschicke zum Beispiel immer eine Postkarte an meine alte Kinderfrau. Sie kennt mich, seitdem ich drei Monate alt war.

Welches Buch hat Sie im Leben am meisten beeindruckt?

Das sind zwei Bücher. Einmal „Jugend ohne Gott“ von Ödön von Horváth, das hat mich in meiner Jugend sehr geprägt. Und in meiner Kindheit, da müsste ich zehn oder elf Jahre alt gewesen sein, habe ich ein Buch gelesen namens „Hallo Mister Gott, hier spricht Anna“. Dieses Buch hat mich auch geprägt und nachhaltig berührt. Ich freue mich, wenn ich es meinem Kind irgendwann weitergeben kann.

Wie informieren Sie sich über das Weltgeschehen?

Ganz klassisch über Nachrichten – und über Gespräche mit schlaun Menschen.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Gar keines. Ich hasse Smalltalk.

Bei welchem Film haben Sie zuletzt geweint?

Ich weine sehr gerne bei Filmen und lasse mich voll und ganz darauf ein. Das letzte, was ich regelrecht durchgeschaut habe, war die Serie „Succession“ des Senders HBO.

Sind Sie abergläubisch?

Nein. Trotzdem gehe ich nicht unter einer Leiter durch.

Worüber können Sie lachen?

Ich kann sehr gut über mich selbst lachen. Und über mein Kind. Meine Tochter hat einen wirklich herrlichen Humor.

Ihr Lieblingsvorname?

Es gibt so viele. Paul mag ich zum Beispiel sehr gerne. Klassische Namen finde ich immer schön. Vor allem kurze Namen, die man nicht abkürzt.

Machen Sie eine Mittagspause?

In meinem Berufsleben auf jeden Fall. Da mache ich vor allem sehr gerne auch einen Mittagsschlaf.

In welchem Land würden Sie gerne leben?

In Italien. Aufgrund des Essens.

Was fehlt nie in Ihrem Kühlschrank?

Schokolade.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Mit.

Was ist Ihr größtes Talent?

Na ja, also hoffentlich natürlich mein Beruf. Ansonsten: Ich bin eine sehr gute Gastgeberin.

Was tun Sie, obwohl es unvernünftig ist?

Rauchen.

Welcher historischen Person würden Sie gerne begegnen?

Angela Merkel. Wir sind uns einmal bei einer politischen Arbeit begegnet. Das war sehr schön, aber eben in einer großen Gruppe. Ich würde sie gerne in einem Gespräch zu zweit fragen, wie es ihr gerade geht, wenn sie sich das aktuelle Weltgeschehen anschaut und nicht mehr an vorderster Front steht. Ob das beruhigend ist, dass sie da nicht mehr stehen muss, oder ob es sie in den Fingern juckt und sie eigentlich gerne etwas tun würde. Was historische Personen anbelangt, die nicht mehr am Leben sind: Da würde ich gerne mein Vorbild Romy Schneider treffen.

Tragen Sie Schmuck? Und eine Uhr?

Ich trage Schmuck – immer und viel. Zwei Ringe habe ich zum Beispiel, die ich immer an habe. Und eigentlich trage ich immer Ohrringe. Eine Uhr nicht.

Haben Sie einen Lieblingsduft?

Ja, der wird aber leider nicht mehr hergestellt – was wirklich schrecklich ist. Ich muss ihn also immer im Internet aufkaufen, wo ich ihn finde. Es ist ein alter Duft von Gucci. Der heißt einfach nur Gucci. Und das ist das Gemeine beim Suchen.

Was war Ihr schönstes Ferienerlebnis?

Als ich meine Tochter gesehen habe, wie sie das erste Mal erfolgreich auf dem Surfbrett stand und eine Welle geritten ist.

Auf welchem Konzert waren Sie zuletzt?

Ich war vor zwei Wochen bei Meute, einer Techno-Marching-Band aus Hamburg. Das war unfassbar toll, würde ich immer wieder besuchen. Kann ich nur jedem empfehlen.

Was fehlt Ihnen zum Glück?

Zeit. Und natürlich Geld.

Was trinken Sie zum Abendessen?

Wenn ich zu Hause bin, Tee und Wasser. Wenn ich unterwegs bin, gerne Wein.

Aufgezeichnet von Johanna Christner.



Edgy

German Design Award

Headquarter: Alexander - Bretz - Straße 2 D-55457 Gensingen bretz.de

Flagships: Berlin Dortmund Dresden Düsseldorf Frankfurt Hamburg Köln Leipzig München Nürnberg Stuttgart Budapest Paris Wien

Bretz

Occhio

culture of light



Gioia

To those who strive
for new horizons

occhio.com